Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Fünfunddreißigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sanscravate.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Dritter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1844.

Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Die Nätherinnen.

Stellet euch acht junge Mädchen in einem großen Arbeitszimmer vor, in welchem nichts als ein großer Tisch und Stühle stehen.

Auf diesem Tische befinden sich verschiedene Seiden-, Leinen- und Mousselin-Stoffe; eine zahllose Menge der Länge, der Breite, spitzig oder rund zugeschnittener Stücke; angefangene, fast fertige und erst zugerichtete Kleider; Bänder, Schnüre, Spitzen; kurz, eine Masse den Nätherinnen unentbehrlicher Gegenstände, welchen dieselben eine Form, Anmuth und Werth zu verleihen wissen, und worüber sich zu beklagen thöricht von uns Männern wäre; denn man gibt sich nur so viele Mühe, um uns zu gefallen, und wenn die Frauen nicht eitel wären, wären wir am schlimmsten angeführt.

Die acht jungen Mädchen sitzen um den großen Nähtisch herum, auf dem zugeschnitten wird; man darf nicht vergessen, daß die Kleidernätherin keine gewöhnliche Arbeiterin, sondern eine Künstlerin ist.

Diese Frauenzimmer mögen in einem Alter von fünfzehn bis achtundzwanzig Jahren sein. Das mittlere Alter derselben ist etwa zweiundzwanzig; einige

darunter sind recht hüsch, zwei sehr häßlich, die übrigen weder das Eine noch das Andere, sie besitzen aber doch einen Vorzug, welchen man die Teufels-Schönheit nennt, nämlich die Jugend. Wenn der Teufel sich diese Schönheit immer zu erhalten weiß, so ist er ein glücklicher Bursche! und ich kenne eine Menge einst wunderschöner Damen, die sich heutzutage mit der Teufels-Schönheit begnügten.

Während ihres mehr oder minder emsigen Geschäftes unterhalten sich die Frauenzimmer mit einander. Die Einen sehen nicht von ihrer Nadel auf und nehmen nur wenig Antheil am Gespräche; mehrere schwatzen unaufhörlich fort, und wollen selbst, wenn Andere etwas erzählen, das Maul nie halten, weßhalb sie dieselben überschreien; dadurch entsteht zuweilen ein dem Ohre sehr widerlicher Lärm, den man füglich mit einem Katzengeschrei vergleichen könnte.

Die junge Elina befindet sich unter diesen Arbeiterinnen. Sie ist unstreitig eine der hübschesten; gehört auch zu denen, die am wenigsten sprechen, und zeichnet sich vor allen ihren Gefährtinnen vortheilhaft aus.

Eines der häßlichsten von diesen Frauenzimmern, die mit der Beaufsichtigung der Andern beauftragt zu sein scheint, weil sie wahrscheinlich keine Liebschaft mehr hat, die sie an ihrem Geschäfte stört, ist auch eine Derjenigen, deren Zunge beinahe nie stille steht.

Ein großes, vierundzwanzigjähriges Mädchen mit reizenden und besonders feinen Gesichtszügen, der man höchstens etwas zu Keckes in ihren Worten, ihrem Wesen und ihrem Blicke hätte vorwerfen kön-

nen, gibt übrigens der ersten Arbeiterin nichts nach. Es würde einem Schnellschreiber nicht leicht möglich sein, die Unterhaltung dieser Damen niederzuschreiben, wenn sie, was man heißt, einmal im Zuge sind, und das sind sie ja fast immer.

Nun wollen wir das Gespräch in der Arbeitsstube mit anhören und uns Mühe geben, etwas von diesem Chaos zu verstehen.

„Fräulein Laura, wo haben Sie die graue Seide hingebracht? — Sie liegt vor Deiner Nase, dicke Trutschel, die ist doch lang genug, Du solltest darauf stoßen."

Fräulein Laura ist das große Mädchen, welches beim Sprechen und Arbeiten immer mit den Hüften schaukelt, als ob es die Cachucha tanzte; die erste Arbeiterin heißt Fräulein Frotard; die, welche nach der Seide gefragt hat, ist ein sehr dickes Mädchen, dessen Verstand gänzlich in seine Fleischmasse übergegangen zu sein scheint, sie heißt Juliette, aber ihre Kameradinnen heißen sie oft Julie, Julius, Potage, kurz, wie sie wollen. Das dicke Mädchen ist sehr gutmüthig, sie wird nie böse.

„Wer hat den Rosa-Atlas? ... — Das wird ein wunderschönes Kleid mit Sammet und mit Atlas... gehört es einer Herzogin? — O nein, einer Sängerin bei der komischen Oper, diese kleiden sich besser als die vornehmsten Damen. — Ei, da man gerade von der komischen Oper spricht... man sagt, dort gebe es Logen mit Nebenzimmer... ist es wahr, Mamselle Laura? — Einigermaßen, mein Kindchen.

— Vorwärts, meine Damen, arbeitet, seid nicht so müßig ... da ist ein Hochzeitkleid, das auch noch auf morgen fertig werden muß; Madame Dumanchon hat es versprochen. — Ich glaube, wir arbeiten genug, Fräulein, wir heben die Augen nicht von unserer Arbeit auf... Was soll man denn mehr thun, man hat keine zwanzig Finger! — Ganz gut, Fräulein Augustine... Sie glauben, ich sehe es nicht, wie Sie mit Euphemien unten hervor lachen!... Hm! wie dumm sind doch die Leute, die immer und bei jeder Gelegenheit... oft sogar ohne zu wissen warum, lachen. — Ich weiß ganz gut, warum ich lache, Fräulein Frotard!... Sie irren sich, wenn Sie glauben, ich wisse es nicht. — Nun, warum haben Sie sich dann vorhin fast todt gelacht? — Vorhin?... weil Julie, als ich in die Höhe sah, wie sie gähnte, zugleich nießen wollte, und dabei eine so sonderbare Grimasse machte... ha! ha! ha! ha! daß sie wie ein Tropfen Wasser dem andern der Milcherin Esel glich, der an der Straßenecke steht. — Ich soll einem Esel gleich sehen!... — Schweig, Dicke, Du hast das Wort nicht... ich rülpse es Dir vom Munde... wie ein Redner des Alterthums gesagt hat. — Ach! Mamselle Laura, wählen Sie doch um Gottes Willen Ihre Ausdrücke etwas besser. Sie sprechen oft Dinge, die nicht in dem Arbeitszimmer von Frauzimmern gehört werden sollten... es mißfällt der Madame Dumanchon, die mich dafür verantwortlich gemacht hat, im höchsten Grade. — Was soll das heißen!... Was leiern Sie

mir da vor? ist das etwas Unschickliches, wenn ich sage: ich rülpse ihr das Wort vom Munde... Ach! Sie sind aber strenge!... wenn Sie nur ein wenig in den Annal gelesen hätten, so wäre Ihnen diese Anekdote, welche durchaus nichts Unsittliches enthält, auch bekannt, und obgleich Sie heute so empfindlich sind, Fräulein Frotard, habe ich Sie bisweilen selbst schon Ausdrücke gebrauchen hören, von denen ich nicht weiß, wo Sie sie gelernt haben, die aber etwas roh waren. — Ich gebrauche Ausdrücke... Ja! wenn ich, wie Sie, auf den Sanct-Georgs-Ball ginge, dann könnte ich so schöne Sachen wissen... aber ich darf wohl sagen, daß man mich nie an solchen Orten gesehen hat. — Ach! Sie haben Recht, daß Sie weg bleiben... was würden Sie auch dort thun, man würde Sie doch wahrscheinlich sitzen lassen, und das wäre ärgerlich für Sie. Uebrigens sind die Sanct-Georgs-Bälle recht hübsch... man trifft sehr gute Gesellschaft darauf... und ich mache mir eine Ehre daraus, eines der eifrigsten Mitglieder dieses Ball-Clupps zu sein, wie die runzeligen Gentlemen sagen, die dort Anglaise und andere National-Tänze tanzen. — Wo ist denn die Sammet-Schneppe, die ich dort hingelegt habe... habt ihr mir meine Schneppe weggenommen? — Sie haben sie in Ihrem Halstuche stecken. — Weiß Gott! es ist wahr... an was denke ich doch! — Ha! ha! ha! sie sucht Sachen, die sie vorne in ihrer Brust stecken hat... sie wird am Ende noch ihre Nase suchen. — Und sie nicht finden... denn sie ist stumpf-

nasig. Ha! ha! ha! — Nun! da lacht Euphemia wieder! — Mein Gott! ich kann mich des Lachens nicht erwehren, wenn man Dummheiten sagt. — Betrachten Sie Elina, diese lacht nicht und schwatzt nicht, auch ist sie schon recht weit mit ihrem Kleide. — O! Elina ist mit sich selbst beschäftigt... sie ist seit einiger Zeit sehr nachdenklich, deßhalb spricht sie nichts."

Die kleine Elina erwiedert mit ernster Miene, ohne die Augen zu erheben: „Ich meine, das Denken sei Niemand verboten. — O! gewiß nicht... die Gedanken sind frei und machen auch Gebrauch davon!... ach! unsere Gedanken sind glücklich... sie dürfen reisen, umherschweifen, sich in jede beliebige Gesellschaft mischen, während wir dagegen den ganzen Tag mit dem Hintern auf dem Stuhle sitzen müssen! Was für ein trauriges Loos! Wann wird mir endlich eine Million Renten bescheert werden, daß ich mich immer putzen, schlafen, und den ganzen Tag Meringen essen kann... Ach! die Meringen... das ist ein köstliches Confekt. — Womit macht man sie?" fragt die dicke Juliette, indem sie Laura ansieht. Diese antwortet äußerst ernsthaft: „Mit eingemachten Schnecken... Wenn Sie in einen Conditor-Laden gehen und eine Schnecken-Meringe begehren, so wer- Sie sehen, wie gut das ist... — Ei, meine Damen, schwatzet nicht so viel, die Madame kommt nach Hause... und das Ballkeid ist nicht fertig... ihr wißt doch, daß wir diese Woche noch zwei Hochzeitkleider abliefern müssen. — Zwei Hochzeitkleider... Alles heirathet doch!... Ich weiß nicht, warum mich

Niemand heirathen will... und Du, Julie, würdest Du gerne heirathen? — Ich, o nein! es wäre mir im Gegentheil sehr unangenehm. — Schau, warum denn? — Weil mir meine Base gesagt hat, daß man, wenn man verheirathet sei, nicht mehr allein schlafen dürfe, und ich bewege gerne meine Beine in meinem Bette, es würde mich also sehr geniren, wenn Jemand bei mir schliefe. — O! wie dumm bist Du doch, dicke Juliette! man schläft ja bei seinem Manne, das hindert Einen nicht, seine Beine zu bewegen... im Gegentheil! — So! Sie wissen das, Mamselle Laura, sind Sie denn verheirathet?"

Mamselle Laura macht nur eine Bewegung und brummt: „Laß mich doch meinen Aermel fertig machen... Du hinderst mich an meinen türkischen Stichen... Ach! was Elina für einen Seufzer ausgestoßen hat... Ist Ihr Auszug schon vorbei, junge Träumerin? — Ja, Fräulein Laura, diesen Morgen ist Alles fertig geworden. — Ach, deßhalb sind Sie heute so spät gekommen? — Ich hatte vorher bei Mamselle Frotard angehalten. — Und wer hat Ihnen beim Ausziehen geholfen?... Sanscravate, der Lovelace der Köchinnen dieses Quartiers? — Nein, Sanscravate nicht. — Ach! also Johann Ficelle, sein Kamerad... ein sehr gewandter Bursche... Ich habe ihn einmal mit einem Briefe, in einer sehr wichtigen Angelegenheit, irgendwo hingeschickt, und habe mich überzeugt, daß er sehr brauchbar ist... Sophie, geben Sie mir doch den Baumwollfaden! — O! ihr wißt ja, daß Elina einen Commissionär hat, den sie

besonders begünstigt... einen jungen Menschen, Namens Paul, der sich erlaubt, seine Blicke auf uns zu richten, wenn wir vorbeigehen, was ich doch zu frech finde; ich habe mir vorgenommen, diesem Kerl deßhalb eines Tages meine Meinung zu sagen! — Ist ein Commissionär nicht auch ein Mensch wie ein anderer?“ flüstert geärgert die kleine Elina. „Warum sollte er nicht das Recht haben, uns anzusehen? — Ein Commissionär ein Mensch wie andere!...“ ruft ein junges Mädchen mit scharfen, spöttischen Zügen, eingekniffenen Lippen und einer gellenden Stimme aus. „Leute, die den ganzen Tag an den Ecken stehen, oder sich in den Schenken herumtreiben!... Ach! großer Gott!... wenn Einer sich erlaubte, mich allzulange anzusehen, würde ich ihm bald seinen Platz anweisen. — Wie einfältig,“ sagt die dicke Julie, „sie sind immer an ihrem Platze. — Was mich betrifft, so habe ich keinen so canalleusen Geschmack. Ich würde mit keinem Manne ausgehen, der keine Handschuhe an und keine Stege an den Beinkleidern hat! — Ach! sie erinnert mich an die große Helena, die hier gearbeitet hat, und immer zu uns sagte: ich gehe mit keinem Manne, der nicht safianlederne Stiefelschäfte hat... mit solchen, die Schäfte von gewöhnlichem Leder haben, gebe ich mich nicht ab, denn sie lassen ihre Stiefeln nicht lackiren. — Ich habe geglaubt, rechtschaffene Leute seien keine Canaillen,“ entgegnet Elina, vor Zorn hoch erröthend, „und man bezeichne mit diesem Ausdrucke bloß Lumpengesindel und Betrüger! — Potz! Elina wiedersetzt

sich!...“ ruft die große Laura aus. „Aha! man greift sie an einem empfindlichen Orte an... Gut, jetzt habe ich meine Nadel wieder abgebrochen; das ist die fünfte heute... Ei! das lächert Euphemia... Ist denn das etwas Komisches?... — Ha! ha! ha!... fünf Nadeln!... ich habe fünf Nadeln gehört!...“

„Hört,“ sagt die dicke Julie nach einer Weile, „ich kenne ein Lied, in dem die jungen Mädchen mit Aalen verglichen werden. — Ach! Potage ist Schuld, daß ich mich gestochen habe,“ versetzt Laura, „sie will von einem Liede sprechen, welches in der komischen Oper gesungen wird:

„Die Aale und die Mädchen, die naschen,
Die fange ich in meines Netzes Maschen.“

das ist das Lied, ich habe es im Masaniello gehört... O! das ist eine schöne Oper... auf einem Theater des Weichbildes habe ich sie geben sehen... Drei Figuranten stellten das sich empörende neapolitanische Volk dar, und unter diesen dreien war ein kleiner Alter (von fünfzig bis sechszig Jahren) mit einer rothen Mütze, der alle Augenblicke in die Coulisse hineinlief, um eine Lampe anzufachen, die verlöschen wollte, am Ende nahm er die Lampe herunter und behielt sie während eines Schlußgesanges, dessen Worte, glaub ich, so lauteten:

„Tod! Tod den Tyrannen!“

in der Hand. Und so lange er in dem Chore mitsang, gestikulirte er, wahrscheinlich um sich mehr zu begeistern, mit seiner Lampe in der Hand, als wollte er das Publikum bedrohen, so daß man meinen

konnte, er habe die Absicht, die Tyrannen mit Lampenöl zu tödten. Zuletzt stand aber einer der drei Musikanten, woraus das Orchester bestand, wüthend auf und schrie ihm mitten im Chore zu: Potz Sackerment, Herr Fiston, kommen Sie nicht so weit mit Ihrem Arme vor, Sie schütten Oel über mich hinunter... Mein Ueberrock ist schon voll Flecken... Singt man denn jetzt mit Lampen in der Oper? Ach mein Gott! so habe ich in meinem Leben nicht gelacht! — Wie glücklich diese Laura ist, sie kommt oft in's Theater. — Ach! früher noch viel häufiger... Ich hatte eine Bekanntschaft, die mir Billete und alle mögliche Leckereien schenkte. — Einen Herrn?... — Natürlich... und dazu einen recht hübschen Jungen... Ich habe nie einen Mann gesehen, der sein Halstuch so kokett umzubinden wußte, er konnte eine reizende Schleife machen. — Fräulein Laura, Sie fangen wieder an, leichtsinnige Dinge zu sprechen! — Ei! Fräulein Frotard, darf ich nicht einen hübschen Mann gekannt haben... ich habe sogar das Recht, mehrere gekannt zu haben; ich bin vierundzwanzig Jahre alt, ich verhehle mein Alter nicht... und bin auch keine Zierpuppe!... Allerdings mache ich auch keine Ansprüche mehr, ein Rosenmädchen zu werden... — Ich möchte nur die Logen mit den Nebenzimmern sehen!... ich werde so lange nicht glücklich sein, bis ich drein gewesen bin... — Sie müssen sich einmal von Ihrem Liebhaber hinführen lassen, wenn er gerade bei Kasse ist... — Mein Liebhaber ist nie bei Kasse... ich weiß nicht,

was er mit seinem Gelde macht ... er würde mir nicht einmal ein Glas Most aufwarten! Er behauptet, er trage Alles auf die Sparkasse, damit wir, wenn wir uns später verheirathen ... — Glauben Sie es und trinken Sie Wasser, meine arme Sophie! ... Die Stecknadeln, wenn ich Sie bitten darf ... — Die große Scheere ... — Hier ... — Er hat mich ein einziges Mal in's Theater geführt, weil er ein Billet geschenkt bekommen hatte ... An jenem Tage hatten wir zu Hause, ich erinnere mich noch ganz genau, sehr wenig zu Mittag gegessen und mich hungerte es während der Comödie fürchterlich; es war in einem Theater auf den Boulevards, man gab ein großes Schauspiel ... Es war bereits halb zwölf Nachts und man hatte noch vier Akte aufzuführen ... Mitten in dem Stücke brachte man auf einmal während einer Scene, wo Bauern auf einem Pachthofe von der Arbeit heimkommen, eine ungeheure Schüssel, und diese fingen an, Kohlsuppe zu essen ... ich versichere euch, es war wirkliche Kohlsuppe ... sie dampfte und verbreitete einen köstlichen Geruch! ... Denket euch, welche Wirkung dieses auf unsere hungerigen Mägen ausübte. Ich hätte Lust, mich augenblicklich unter den Chor zu melden, sagte ich zu Oskar, aber mein Liebhaber war bereits aufgestanden, hatte die Thüre der Loge, in welcher wir uns allein befanden, aufgemacht und rief die Schließerin herbei; als sie kam, hörte ich ihn zu ihr sagen: Meine Frau befindet sich in einem Zustande, wo man ihr nichts abschlagen kann ... in einem Zustande, wo

die Frauen allen möglichen, sonderbaren, wunderlichen Launen unterworfen sind. Sie verstehen mich schon: sie ist schwanger. Wohlan, nachdem sie bei Very herrlich zu Mittag gespeist hat, thut sie wie närrisch, weil sie diese Kohlsuppe riecht, die man auf der Bühne ißt... sie will durchaus auch von dieser Suppe haben... und droht mir einen Kohlkopf zum Sprößling zu bescheeren, wenn ihr Verlangen nicht befriedigt werde... kein Opfer ist mir zu groß, das Unglück zu verhüten, daß meine Frau statt eines Sohnes einen Kohl zur Welt bringt. Hierauf antwortet ihm die Schließerin, welche eine gute Belohnung erwartet: Sein Sie beruhigt, mein Herr, ich will hinuntergehen und es dem Aufseher sagen, daß man Ihrer Frau Gemahlin etwas Kohlsuppe gibt, ich will es schon besorgen. Ich danke tausend Mal, liebe Frau, entgegnet Oskar. Verlangen Sie dann gleich viel, denn wenn meine Frau im Gasthaus ißt, so läßt sie sich immer vier Portionen geben und es schadet ihr in ihrem gegenwärtigen Zustande gar nichts. Die Schließerin geht. Oskar setzt sich wieder neben mich, und ich hätte mich fast krank lachen mögen. Schweig doch," sagte er, „und strecke den Bauch ein wenig heraus, damit meine Behauptung Grund zu haben scheint, wir werden jetzt auf Kosten der Theater-Administration zu Nacht essen, der wird es keinen Eintrag thun und uns macht es ein großes Vergnügen... Nach einer Weile erschien die Schließerin in der That mit einer ganz hübschen Suppenschüssel, einem tiefen Teller und einem Löffel; sie

reichte mir alles hin und sagte mit gefälliger Miene: Man hat die Suppenschüssel voll gemacht, Madame kann essen, so viel sie will, bis sie ihr Gelüste ganz gestillt hat. — Sie sind allzugütig! ruft Oskar aus, Sie sollen aber auch zufrieden mit mir sein. Hierauf macht die Schließerin einen tiefen Knicks und geht, indem sie die Thüre wieder hinter sich zufallen läßt. Kaum sind wir allein, so schöpft mir Oskar den Teller voll heraus, behält den Löffel und ißt die ganze Schüssel aus. Da wir nur einen Löffel hatten, war ich genöthigt zu warten, bis er fertig war, ich kann euch aber versichern, daß mir die Suppe herrlich schmeckte. Als Alles abgeleert war, rief Oskar die Schließerin wieder und gab ihr die Suppenschüssel, den Teller und den Löffel zurück. Denken Sie nur, sagt er zu ihr, meine Frau hat Alles gegessen! o! es ist unbegreiflich... man macht doch merkwürdige Geschichten in ihrem Zustande! Die Schließerin behauptet, es freue sie außerordentlich, daß ich mein Gelüste befriedigt habe, dann entfernt sie sich abermals und nimmt die zurückgegebenen Geschirre mit. Kaum ist sie fort, so sagt mein Liebhaber zu mir: Ziehe deinen Shawl an, setze Deinen Hut auf und richte Dich zum Gehen. Dann schaut er zum Logenfenster hinaus, sieht aber mit Staunen unsere Schließerin auf ihrem Stuhle im Gange sitzen: sie hatte die Schüssel und den Teller einem Jungen gegeben und diesen mit in's Theater hinübergeschickt. Oskar fluchte durch die Zähne, da er aber ein Schelm ist, der sich nicht leicht außer Fassung bringen läßt,

sagte er zu mir: Wir wollen das Ende des zweiten Aufzuges abwarten. Der Vorhang fiel bald, dann gab mir mein Geliebter einen Wink, aufzustehen und ihm zu folgen; er reicht mir seinen Arm und ich stütze mich auf ihn, als ob mir das Gehen sehr beschwerlich wäre. Im Vorübergehen sagt Oskar zu unserer Schließerin: Können Sie sich auch einen Begriff von meiner Frau machen? jetzt will sie Eis essen... Welch' wunderliche Einfälle haben doch die Weiber in diesen Umständen! — Man hätte Ihnen aber ja in Ihre Loge bringen können, versetzt die Schließerin. — Ich weiß es wohl, aber es wird meiner Frau nichts schaden, wenn sie ein wenig frische Luft einathmet... hüten Sie uns unsere Plätze, liebe Frau... dauert der Zwischenakt lang? — Nicht sehr, mein Herr. — Dann komm schnell, meine Freundin, laß uns eilen, denn das Stück gefällt mir sehr, ich möchte keine Scene davon verlieren... geben Sie doch ja auf unsere Loge Acht, Frau Schließerin! Mit diesen Worten reißt mich Oskar mit sich, und wir verlassen den Saal, in welchen wir keine Lust hatten, wieder zurückzukehren! Die Schließerin erhielt nicht einmal eine Belohnung für den Schemel, den sie mir unter die Füße gestellt, und das ist das einzige Mal, daß mir mein Liebhaber etwas aufgetischt hat."

Diese von Mamselle Sophie erzählte Anekdote belustigt die jungen Nähschülerinnen sehr. Fräulein Euphemia kann nicht aufhören zu lachen, und die dicke Julie ruft aus: „Wenn Sie aber eine Loge mit

einem Nebenzimmer gehabt hätten, so hätten Sie noch weit bequemer essen können... Es müssen auch Teller und Gläser in solchen Logen sein?... — Es ist sogar eine Küche mit Allem, was man braucht, um einen Braten zu machen, dabei," erwiedert die große Laura. — „Ach wie hübsch muß das sein, wenn man, während man der Komödie zusieht, zugleich den Bratspieß drehen kann!... — Mein Gott! wie viel schwatzen Sie aber heute, meine Damen. Mit all eurem Unsinn wird die bestellte Arbeit nicht fertig!... — Das Sprechen hindert Einen nicht am Nähen. — Wir haben keinen Grund, verdrießlich zu sein!" versetzt das junge Mädchen mit den eingekniffenen Lippen... „Ei, meine Damen, ich habe vorgestern unsere frühere Genossin Leonie begegnet... sie hatte einen ganz gemeinen Menschen am Arm... der angezogen war... wie ein Commissionär!... — Ach! gibt es denn auch Frauenzimmer, die einen so schlechten Geschmack haben? — Und so tief herabsteigen mit ihrer Neigung. — Es gibt sogar solche, die Liebschaften mit Schuhwichsern haben. — Nun! ein Commissionär und ein Schuhwichser ist ein und dasselbe. — Glaubst Du, Euphemia? — Ganz gewiß; wenn Sie geputzte Schuhe haben wollen, so gehen Sie zu einem Commissionär hin, stellen Ihren Fuß auf sein Reff und er muß Sie Ihnen augenblicklich wichsen. — Aha! wenn er aber keine Wichse hat? — Das macht nichts! Uebrigens haben solche Leute immer Wichse bei sich, sie leihen sich auch ihre Werkzeuge gegenseitig. — Dann muß ich mir diesen

Spaß machen. Um zwei Sous kann man sich dieses Vergnügen verschaffen; Paul soll mir die Schuhe wichsen, der junge Commissionär, der immer den Herrn spielt."

Die kleine Elina spricht kein Wörtchen, aber sie bückt sich noch tiefer auf ihre Arbeit herab, denn schwere Thränen fallen aus ihren Augen; Aerger und Wuth ersticken sie fast, und es wäre ihr nicht lieb gewesen, wenn man sie weinen gesehen hätte.

Glücklicher Weise macht die Ankunft der Madame Dumanchon diesem Gespräche ein Ende. Während der Anwesenheit ihrer Meisterin dürfen die Arbeiterinnen weder sprechen, noch lachen, noch singen; sie sehen einander bloß zuweilen an und verständigen sich durch Zeichen oder Grimassen.

Elina verläßt die Nähschule mit beklommenem Herzen und rothgeweinten Augen.

„Mein Gott," denkt sie, „wie bösartig sind diese Frauenzimmer!... Was würden sie erst sagen, wenn sie wüßten, daß der arme Paul, den sie so unbarmherzig verspotten, weil er ein Commissionär ist, dazu noch ein Findelkind ist! O! aber das hindert doch nicht, ihn zu lieben; ich bin überzeugt, daß er rechtschaffen und brav ist... und mich liebt... O! er hat es mir mit einem so wahrhaftigen Ausdrucke gesagt... Es kommt mir sogar vor, daß er trotz seines niedrigen Standes sich besser benimmt und besser spricht, als alle die Herren, welche zuweilen mit diesen Frauenzimmern sprechen!"

Um das eben erduldete Leid zu vergessen, eilt

Elina schnell über die Straße hinüber, um Paul vor ihrem Nachhausegehen eine gute Nacht zu sagen. Aber ihre Hoffnung ist vereitelt: Paul befindet sich nicht auf seinem Platze, und sie kehrt, nachdem sie sich vorher eine Weile umgesehen hat, ob sie ihn nicht bemerke, betrübt zu ihrer Tante zurück und schmeichelt sich, am folgenden Morgen glücklicher zu sein.

Der Morgen ist da. Elina, die sehr wenig geschlafen, aber viel geträumt hat, was eigentlich unbegreiflich erscheint, aber doch häufig der Fall ist, steht frühzeitig auf, steigt von ihrem Hängeboden herab, kleidet sich sorgfältig an, betrachtet sich öfter als gewöhnlich in einem kleinen Spiegel, um zu sehen, ob sie ihre Haare auch recht gemacht habe, und geht fort von Hause, nachdem sie vorher ihrer Tante, welche sie fragt, wo sie so bald hin wolle, weiß gemacht hat, daß Madame Dumanchon sehr pressante Geschäfte und deßhalb befohlen habe, man solle zeitig kommen.

„Es können noch nicht viele Leute auf der Straße sein," spricht Elina, indem sie die Treppe hinabgeht, bei sich selbst, „wir haben also Zeit, ein bischen miteinander zu plaudern ... O! ich bin gewiß, er sehnt sich so sehr darnach als ich."

Das junge Mädchen hat bald den Weg von ihrem Hause bis zu der Nätherin zurückgelegt; sie biegt um die Ecke des Boulevards und sieht auf den Platz hin, wo Paul sonst steht, aber er ist nicht da, der Platz ist leer, und kein Reff, keine Jacke, nichts da, welches andeuten könnte, daß er etwa da gewesen sei.

Elina seufzt und flüstert: „Er sehnt sich also nicht so sehr nach mir, als ich mich nach ihm sehne!... Doch, er kann heute Morgen ein Geschäft, eine entfernte Commission haben! er ist unschuldig, daß er nicht schon da ist! Ja, ja, das wird es sein, gewiß trägt er heute auch ein Verlangen nach mir."

Das junge Mädchen denkt, es sei noch zu frühe, um zu Madame Dumanchon zu gehen, sie macht daher einen Spaziergang auf dem Boulevard und kommt dann wieder zurück. Paul ist noch nicht da, aber seine beiden Kameraden Sanscravate und Johann Ficelle sind auf ihrem Platze.

Elina zögert, macht ein paar Schritte, geht aber wieder um die Ecke herum auf das Boulevard zurück und sagt zu sich selbst: „Ich habe mir ja noch kein Frühstück und kein Mittagessen gekauft, ich muß doch leben heute, ich will noch einmal gehen und mir etwas holen, unterdessen kommt er... da seine Kameraden da sind, wird er auch nicht ausbleiben."

Sie geht also abermals das Boulevard entlang, geht von einem Laden zu dem andern, schwankt zwischen dem Pastetenbäcker und dem Gewürzkrämer, zwischen einem Milchbrode und einem Fladen, zwischen Honig oder eingemachten Trauben, Alles, nur um länger auszubleiben und Paul Zeit zu seiner Ankunft zu lassen! Endlich kommt sie mit einigen Fladen wieder, sie biegt um die Ecke der Helderstraße, aber Paul ist noch nicht da. Nun muß sie sich entschließen, ohne Paul gesprochen, ohne ihn nur gesehen zu haben, in ihre Nähschule zu gehen.

Den ganzen Tag brennen sie die Sohlen, sie ersinnt jeden möglichen Vorwand, ausgehen zu dürfen, und trägt sich zu allen Commissionen an; ihr Eifer bleibt jedoch erfolglos, man läßt sie nicht fort: je deutlicher sie ihren Wunsch ausspricht, je mehr scheint sich Mamselle Frotard demselben zu widersetzen. Sie muß sich also gedulden bis zum Abend.

Kaum hat übrigens die Stunde geschlagen, ist sie eine der ersten, die sich entfernt... sie ist noch nicht ganz auf der Straße, suchen ihre Blicke schon den Ersehnten... aber ihr Herz schnürt sich zusammen, ihre Hoffnung wird zu Wasser... Paul ist nicht da.

Den geliebten Gegenstand nicht sehen, nicht wissen, wo er ist und sich die Gründe nicht erklären können, die ihn zurückhalten, muß Einen das nicht sehr unglücklich machen, und haben wir diesen Schmerz nicht Alle schon empfunden! eine völlige Muthlosigkeit, eine tiefe Betrübniß bemächtigt sich unser, wir halten Alles für verloren und glauben, es breche kein glücklicher Tag mehr für uns an.

In dieser Gemüthsstimmung kehrt das junge Mädchen zu seiner Tante zurück; sie findet nirgends einigen Trost, als auf ihrem Hängeboden, weil sie hier Alles an Paul erinnert, weil er ihr hier zum ersten Male gestanden hat, daß er sie liebe.

Am nächsten Morgen steht Elina wieder gleich frühe auf, kleidet sich noch schneller an und eilt wieder davon... sie ist aber nicht glücklicher als am gestrigen Tage. Der junge Commissionär ist wieder nicht auf seinem Platze; sie geht abermals spazieren und

sucht ihn zu erwarten, aber vergebens, und Abends beim Nachhausegehen bemerkt sie ihn eben so wenig.

Acht Tage verstreichen auf diese Weise, acht Tage, welche Elina, die das Verschwinden des Commissionärs nicht begriff und nicht wußte, was sie davon denken sollte, eine Ewigkeit scheinen; Unruhe und bitterer Kummer verzehren sie fast. Als das junge Mädchen am neunten Morgen kommt und wiederum Paul vergebens auf seinem Platze sucht, kann es den Qualen, die es empfindet, nicht länger widerstehen, es nähert sich Sanscravate und Johann Ficelle, die nebeneinander sitzen und sagt mit ergriffener zitternder Stimme zu ihnen: „Ich hätte gerne mit eurem Kameraden, dem Herrn Paul gesprochen... hat er seinen Platz nicht mehr da?... — Wie Sie sehen," entgegnet Sanscravate mit seinem gewöhnlichen barschen Wesen, welches durch den Unmuth, den er jedesmal empfand, wenn er Pauls Namen aussprechen hörte, noch vermehrt wurde.

Elina will, ohne weiter zu fragen, gehen, aber Johann Ficelle sagt eilig mit süßlicher Miene zu ihr: „Wenn das Fräulein vielleicht eine Commission, einen Brief oder sonst etwas zu besorgen hat, so stehen wir zu Dienste und wir werden uns sicher des Auftrages eben so gut entledigen, als der, nach welchem Sie gefragt haben. — Ich danke Ihnen," antwortet Elina; „allein ich habe nicht wegen einer Commission nach Herrn Paul gefragt, sondern wegen einer Sache, um die ich ihn früher schon gebeten habe... er sollte mir eine Antwort bringen und seit zehn

Tagen habe ich ihn nicht gesehen. — Er ist in der That seit dieser Zeit nicht mehr da gewesen. — Und Sie wissen nicht, was ihn hindert zu kommen?... er ist vielleicht krank?...“

Johann Ficelle lächelt verschmitzt, indem er erwiedert: „O! nein, das ist es nicht... — Das nicht... also ist Ihnen ein anderer Grund bekannt, warum er abwesend ist... — Meiner Treu! wir vermuthen es bloß... vielleicht ist er auch kein Commissionär mehr... der Bursche betreibt mehrere Gewerbe. — Mehrere Gewerbe? was wollen Sie damit sagen? — Ach! das ist ein Geheimniß... Paul ist eine sehr geheimnißvolle Person! — Ich verstehe Sie nicht! — Das heißt, der Herr hat immer etwas Heimliches an sich gehabt... vielleicht aber auch aus einem andern Grunde... der junge Strick hat nämlich Sanscravate's Mädchen abgespannt, fürchtet sich wahrscheinlich jetzt, dieser gebe ihm eine Tracht, und wagt es somit nicht mehr, sich neben ihm aufzuhalten... das ist die Geschichte!... — Und er thut wohl daran,“ brummt Sanscravate, seine Fäuste ballend, „denn potz Sackerment, man kann seine Geduld nicht immer beherrschen, und es darf ihm Angst sein, denn ich bin wüthend auf ihn, um so wüthender, als ich früher sein Freund war, und wenn man seine Freunde verabscheut, so verabscheut man sie noch ärger als andere Menschen.“

Elina ist todtblaß geworden, sie sieht beide Commissionäre an, sie kann nicht mehr sprechen, denn das eben Gehörte scheint ihr die Kräfte und die

Stimme geraubt zu haben; erst nach einer Weile stammelt sie: „Wie... Herr Paul... hat die Geliebte Ihres Kameraden ... verführt... O! aber das ist . . . das ist unmöglich!... — Unmöglich!“ ruft Johann Ficelle lachend aus. „Ach! meine schöne Jugend, Sie kennen die Männer noch nicht und Sie wissen nicht, was sie zu thun im Stande sind... aber wir wissen bestimmt, was wir behaupten... wir haben den Dieb so zu sagen auf der That ertappt... Sehen Sie, ich will Ihnen ein Beispiel anführen... — Nein, nein! Sie können mir sagen, was Sie wollen,“ entgegnet das junge Mädchen, ohne auf Johann Ficelle's Beispiel zu hören, „ich bin überzeugt, daß es nicht wahr ist.“

Damit entfernt sich Elina, während sie ihr Taschentuch herauszieht und ihre Thränen abtrocknet; denn sie ist sehr betrübt, obgleich sie Paul nicht für strafbar halten will.

Sanscravate sieht ihr, als sie weggeht, theilnehmend nach, und sagt dann: „Das arme junge Mädchen! . . . sie hält ihn nicht für treulos . . . sie hat immer noch Vertrauen auf ihn . . . und will es ihm nicht entziehen . . . und deßhalb ist es doch so.“

Dabei hellt sich die Stirne des Commissionärs, der es bei sich bedenkt, ob er nicht Unrecht habe, daß er es dem jungen Mädchen nicht nachahme, einen Augenblick auf; aber zu gleicher Zeit ruft Johann Ficelle aus: Ach ja! . . . die hat Vertrauen . . . warum nicht gar... aus reiner Eigenliebe hat sie

das gesagt, denn sie ist mit thränenden Augen davon geflohen wie eine Hündin."

Sanscravate's Gesicht hat sich wieder verdüstert und Johann Ficelle fängt wieder an zu pfeifen.

Zweites Kapitel.

Die Jagd auf Tobias. — Herr Plays.

Albert muß den schönen Caschemir von der Madame Plays sehen, weil sich Madame Baldimer den ähnlichen wünscht. Um jedoch den Shawl sehen zu können, muß er auch diejenige aufsuchen, der er gehört, und der junge Mann schwankt noch, ob er sich zu Madame Plays begeben soll. Nach der leichtsinnigen Art, mit welcher er sie aufgegeben und seine Stelle durch Tobias hatte vertreten lassen, muß er befürchten, nicht günstig aufgenommen zu werden, besonders da er nicht einmal weiß, ob sein Abgesandter Glück gemacht hat oder nicht; denn als Pigeonnier von seinem Rendezvous zurückkam, gab Albert, der mitten im Spielen und Geldverlieren und etwas vom Punsche erhitzt war, nicht recht darauf Acht, was ihm der kleine Tobias in dieser Beziehung antwortete.

Um zu erfahren, ob ihn der junge Pigeonnier gänzlich in dem Herzen der schönen Plays ersetzt habe, hält es Albert für das Beste, seinen Nachfolger selbst zu befragen. Wie soll er ihn aber finden, da er seine Adresse nicht weiß? Tobias hat wohl bisweilen gesagt, er wohne in der Straße Ferme des Mathu-

rins; aber diese Straße ist lang und Albert hat keine Lust, von Haus zu Haus zu gehen und nach Herrn Pigeonnier zu fragen.

Mit diesen Gedanken ging Albert am Tage nach seinem Besuche bei Madame Baldimer, eine Cigarre rauchend, seiner Gewohnheit gemäß auf dem Boulevard des Italiens auf und ab, als er seinen Freund Cölestin bemerkte; dieser ging eilends auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Guten Tag!... wie steht's mit der Gesundheit? — Sehr gut. — Und mit der Liebe? — Hm! nicht ganz schlimm. — Ich wette, Du hast Madame Baldimer wiedergesehen! — Du irrst Dich nicht; ich habe sie gestern besucht: sie hatte mir ein Stelldichein gestattet. Meine Angelegenheiten sind im besten Zuge, und nach ihrer Rückkehr vom Lande, wohin sie sich auf einige Tage begeben hat, hoffe ich, soll Deinem Freunde kein Wunsch mehr übrig bleiben. — Ah! ich gratulire Dir."

Es lag etwas Spöttisches in der Art, wie Cölestin seinem Freunde Glück wünschte. Aber Albert gab um so weniger darauf Acht, als er an Cölestins Ton, der gegen Jedermann etwas Höhnisches hatte, gewöhnt war. Es ist dieß eine geschickte Manier, sein geringes Verdienst zu verbergen; entweder verspottet man Andere immer oder schneidet man recht auf; es ist fast ein und dasselbe.

„Ich bin froh, daß ich Dir begegne; Du kannst mir vielleicht sagen, was ich suche. — Wenn Du ein treues Weib suchst, so wäre es mir schwer, Dir

eines zu nennen, denn ich kenne keines. — Nein! nein! ich suche nur Tobias Pigeonniers Logis. — Den Teufel!... das ist beinahe eben so schwer!... Vor allen Dingen handelt es sich um die Frage: hat Tobias wirklich ein Logis? Ich glaube, er macht es wie die Vögel, er sitzt bald da, bald dort auf. — Spaß bei Seite! Er hat zu uns gesagt, er wohne in der Straße Ferme des Mathurins. — Ja, welche Hausnummer hat er aber? — Das weiß ich nicht. — Das ist keine Kunst, zu sagen: ich wohne in der Straße Ferme des Mathurins, in der Straße de la Paix oder in der Straße Rivoli, wenn man sonst nichts sagt... So kann man Einem weiß machen, man wohne in den schönsten Quartieren der Stadt. Ich glaube, daß der kleine Tobias sein Nest in irgend einem Kämmerchen der Straße Pont-aux-bisches oder des Platzes Chevalier du Guet hat! Seine schleunige Entfernung aus unserer vorgestrigen Abendgesellschaft bei Balivan, nachdem er einen Fetisch in's Spiel gegeben, welchen ihm der arme Varinet gewechselt hat... — Hm!... ich weiß nicht, aber das scheint mir erbärmlich! Wenn er die fünfhundert Franken verloren hätte, so könnte man denken, er habe nicht gerade die Mittel, sie wieder heimzubezahlen; aber er hat höchstens sechszig Franken davon verloren. — Hat er Varinet am andern Morgen nicht bezahlt? — Ich weiß es nicht; aber ich wette darauf, nein. Uebrigens können wir es erfahren: dort sehe ich gerade Varinet und Balivan bei Tortoni sitzen und Chokolade trinken."

Albert und Cölestin gehen in das Kaffeehaus hinein und setzen sich neben ihre Bekannten, und zwar in einem Augenblick, wo der Maler eben seine Cigarre in seine Chokolade eintunkt, die er für ein Franzbrödchen hält.

„Ah! da seid ihr ja, ihr leichtsinnigen Stricke!“ ruft Balivan aus; „habt ihr wieder die Nacht durchgespielt?... das ist ein Leben! Ihr seid Schuld, daß ich gestern den ganzen Tag nicht habe arbeiten können! — Jetzt arbeitest Du aber gut, Balivan... Sieh', Du tunkst eben eine herrliche Cigarre statt eines Brödchens in Deine Tasse! — Ach, mein Gott! es ist wahrhaftig wahr!... Warum muß diese Cigarre auch gerade rund sein... ich hielt sie für eine Gofer und diese esse ich leidenschaftlich gern. — Meine Herren, wir wollen uns bei euch nach dem jungen Tobias erkundigen... Haben Sie ihn seit vorgestern gesehen, Herr Varinet? — Wer ist der Herr Tobias?“ fragt erstaunt der junge Mann mit den blonden Augenwimpern. — Der Herr mit dem Fetisch... mit der Olive... — Ach, der für fünfhundert Franken eine Olive in das Spiel setzte! — Derselbe. Hat er Ihnen seine Schuld bezahlt und sein Pfand eingelöst? — Nein! ich kann es Ihnen beweisen; ich habe dasselbe noch in meiner Börse.“

Herr Varinet zieht seine Börse aus der Tasche und zeigt mitten unter Goldstücken die eingetrocknete und bedeutend zusammengeschrumpfte Olive.

„Wenn Ihnen das Pfand noch lange in Händen bleibt, so ist es am Ende nur noch ein Kern!“ sagt

Balivan. — „Meine Herren," fragt Albert, „wisset ihr, wo Tobias wohnt? — Nein!" entgegnet der Maler; „wenn ich es wüßte, wäre ich schon zu ihm hingegangen, um ihn an seinen Fetisch zu erinnern, den er nicht einlöst. Da er diese Schuld gegen Herrn Varinet, der Pigeonnier zum zweiten Male sah, bei mir eingegangen hat, so halte ich es für sehr unpassend, daß er sich derselben so lange nicht entledigt. — O, ich bin durchaus nicht in Sorgen!" versetzt Herr Varinet mit großer Ruhe. — „Aber ich!" erwiedert Albert; „ich muß diesen kleinen Tobias aufsuchen und werde nicht ermangeln, ihn an diese Schuld zu erinnern; denn es wäre sehr unangenehm für uns, wenn Herr Varinet das Opfer eines Vertrauens würde, welches er in einen Mann setzt, den er als unsern Freund betrachtete. — Was gibt es? was spricht man von Freunden?" ruft der heitere Mouillot aus, indem er in das Zimmer tritt und jedem der vier jungen Leute die Hand gibt. „Meine Herren, ich habe so eben Dupetrain mit einer Dame in der Straße Richelieu sprechen sehen. Sie standen an einer Hofthüre und ich glaube, er will sie auf dem Pfeiler magnetisiren. — Ei, das ist Mouillot!... — Wie viel hast Du vorgestern bei der Bouillotte gewonnen, Mouillot? — Ich?... sechshundertzwanzig Franken... keinen Sous mehr. — Wie glücklich dieser Mensch ist! er gewinnt immer. — Mouillot, weißt Du, wo Tobias wohnt? — Tobias! wozu? der ladet Einen doch nie ein! Wenn der seinen Freunden einmal ein Frühstück gibt, dann

werden die Mäuse den Cancan tanzen! ... Ei, hat er seinen Fetisch bezahlt? — Nein; Varinet hat ihn nicht gesehen. — Armer Varinet! ... diese Olive ist ein wenig gesalzen! — Also weißt Du die Adresse des Herrn Pigeonnier auch nicht? — Durchaus nicht!"

Herr Varinet trinkt sein Glas Wasser aus und sagt: „Das erste Mal, als ich das Vergnügen hatte, diesen Herrn zu sehen, hat er mir gesagt, er sei Sensal. Somit meine ich, daß seine Wohnung in dem Almanach der fünfundzwanzigtausend Adressen angegeben sein wird."

Die vier jungen Leute lachen hell auf über Varinet.

„Ha! ha! Sensal! — Die stehen nie in dem Almanach! — Ich weiß nicht einmal, ob er ein Winkelmäkler ist. — In Paris kann man so leicht einen Stand annehmen, den man nicht bekleidet. — Es gibt sogar Leute, die falsche Namen annehmen. — Und unter dem Schutze eines ehrenwerthen Namens manche Betrügerei ausüben. — Wie viel wird nur zu Paris gestohlen!"

Herr Varinet, der seiner Sache gewiß sein will, schickt dessenungeachtet den Kellner fort, einen Handelsalmanach zu holen. Man schlägt in dem dicken Buche nach, sucht aber Tobias Pigeonnier vergebens, und der große junge Mann mit den blonden Augenwimpern fängt an, die Stirne zu runzeln und betrachtet seine Olive.

„Hört!" sagt Albert, „Herr Varinet darf das Opfer eines Vertrauens, welches er in eine Person gesetzt, die er durch uns hat kennen lernen, nicht

werden. Ich will nicht behaupten, Tobias habe die Absicht, diese Schuld wegzuleugnen, ich glaube das nicht einmal; damit er sie aber nicht vergißt, will ich euch etwas vorschlagen. Wir wollen Jagd auf Herrn Pigeonnier machen! wir durchstreifen alle Viere so viel als möglich die Stadt... ich die Chaussée d'Antin, die Vorstadt Saint-Honoré und die elysäischen Felder. — Ich den Marais und das Quartier des Palais-Royal!" sagt Balivan. — „Ich die Vorstadt Saint-Germain und die Boulevards!" versetzt Cölestin. — „Und ich den übrigen Theil der Stadt!" ruft Mouillot aus; „ich werde allenthalben herumrennen. Der Erste, der Tobias sieht, läuft auf ihn zu und bringt ihn zu Varinet oder hierher, denn hier soll der Ort unsers Stelldicheins sein. Hier kommen wir alle Morgen zusammen, uns die Resultate unserer Nachforschungen mitzutheilen. — Es bleibt dabei! Jagd auf Tobias! — Jagd auf Tobias! Ho ha ho! ho ha ho! — Aber à propos, meine Herren," fährt Mouillot fort, „ich meine, die Jagd auf Tobias sollte uns nicht von der auf hübsche Grisetten abhalten. Was macht Deine kleine Nachbarin, Balivan? Weißt Du, daß sie sehr hübsch ist? Wie stehst Du mit ihr? — O, meine Herren, ich versichere euch, daß das Mädchen sehr tugendhaft ist, und rathe euch daher, euch keine vergebliche Mühe um sie zu geben. — Tugendhaft!" versetzt achselzuckend Cölestin. „Mein lieber Künstler, ich hätte geglaubt, Sie verstehen sich besser auf das weibliche Geschlecht!... Wir haben diese kleine Tugendheldin

unter einem Hängeboden mit einem jungen Taugenichts angetroffen, der nahe genug bei ihr war und dem ich eine Züchtigung vorbehalten habe... Es war nur diesen Morgen nicht am Platze, sonst... — Geh'!" ruft Albert aus; „willst Du Dich nicht gar vollends mit einem Commissionär schlagen!... und abgesehen davon hatte er Recht, wenn er das Mädchen vertheidigte, dessen Liebhaber er ist! — Ach, Albert stellt sich als den Beschützer der Nätherin auf, das ist rührend! Mouillot, ich schlage Dir eine Wette vor! — Gut! ich gehe darauf ein. Du auch, Albert? — Nein. — Albert ist gegenwärtig zu sehr von einer Andern eingenommen!" versetzt Cölestin höhnisch; „merkst Du denn nicht, daß er sich zum Ritter der Grisetten aufgeworfen hat? — Meine Herren," entgegnet Balivan, „ich stehe Ihnen dafür, Keiner wird gewinnen. Meine Nachbarin gibt euch kein Gehör. — Das sollen Sie sehen, Künstler. O, ich setze etwas drauf; nicht sowohl wegen der Kleinen als wegen des Kerls, der sich Unverschämtheiten gegen uns erlaubt hat... Ein Commissionär und wagen, uns zu widersprechen... es ist wirklich lächerlich!...

Die jungen Herren verlassen das Kaffeehaus und wollen sich eben von einander trennen, als Bastringuette mit ihren Sträußen über das Boulevard geht.

„Da kommt Bastringuette!" ruft Albert aus. „Parbleu! sie ist immer auf der Straße, sie könnte uns bei der Jagd auf Tobias an die Hand gehen.

— Das ist wahr! wir können sie als Treiber benutzen," sagt Mouillot."

Die jungen Leute gehen auf die Veilchenhändlerin zu und bleiben vor ihr stehen. Bastringuette betrachtet sie alle Fünfe und ruft aus: „Ach, mein Gott, wie viel Kunden begegne ich da auf einmal! ... Das ist schön! ich habe ohnehin noch nichts verkauft! ... Geben Sie mir etwas zu verdienen, meine Herren! Zieren Sie Ihr Knopfloch mit Blumen! — Bastringuette," entgegnet Albert, „erinnerst Du Dich noch des jungen Mannes, der vorgestern mit uns auf dem Boulevard war und der mit seiner Nase auf all' Deinen Blumen herumfuhr, um sie besser riechen zu können. — Ach, ein kleiner Dicker, der aussieht wie gemalt und ein kleines viereckiges Gläschen auf's Aug' drückt? — Ja, den meine ich. Nun, auf den machen wir Jagd. — Ist er denn ein Hirsch? — Ja! ... wir fürchten sogar, er möchte ein Drache (cerf-volant, eigentlich fliegender Hirsch) sein! ... — Ein Drache! ... und Sie wollen ihm etwas an den Schweif hängen, damit er besser steigt? — Ha, ha, ha! ... im Gegentheil! wir setzen ihm nach, damit er nicht davonfliegt. Wenn Du ihn siehst, so sage ihm, es erwarte ihn eine Dame bei Tortoni. — Nein, nein, meine Herren! Tobias würde es nicht glauben; er weiß wohl, daß selten Damen zu Tortoni kommen, und daß dieses nicht der Ort zu einem Rendezvous ist. Es ist weit besser, Bastringuette sagt zu ihm, es erwarte ihn eine Dame, die ihn gerne allein zu sprechen wünsche, Abends

neun Uhr bei dem Paté des Italiens... Du kannst ihm sogar ein schönes Bouquet geben und sagen, die Dame schicke es ihm. Und wenn Du es besorgt hast, so sage es nur gleich einem der Kellner im Kaffeehause, dieser wird uns dann davon in Kenntniß setzen, wir kommen alle Tage hin. — Bravo!" spricht Mouillot, „der Gedanke ist köstlich!... Wenn die Blumenhändlerin Tobias sieht und ihm dieses sagt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er in die Schlinge geht... Bei dem Paté des Italiens wollen wir dann den Herrn aber zwicken. — Nun, Bastringuette, willst Du es thun? — Warum denn nicht... wenn ich nämlich den Herrn sehe! — O, das versteht sich von selbst!... Was ist Dir denn aber, Bastringuette? Du siehst heute nicht so munter aus, wie gewöhnlich... steht es nicht gut um Deine Liebschaft?"

Das große Mädchen seufzt, nimmt ihren Korb wieder auf die Hüfte und entgegnet: „Meine Liebschaft!... ach, ich habe keine mehr!... es ist aus und vorbei. — Was, hat Sanscravate eine Untreue begangen? — Im Gegentheil, ich habe eine begehen wollen. — Ah, bravo! Du bist doch wenigstens offenherzig. Geben Sie zu, meine Herren, daß wenige Frauenzimmer an Bastringuettens Stelle geantwortet haben würden wie sie. — Ach mein Gott! ich gehe auf geraden Wegen, ich kann meine Leidenschaften nicht verhehlen. Uebrigens habe ich Sanscravate nicht betrügen wollen; ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nicht mehr liebe. — Und er will Dich zwingen, mit ihm zu gehen und ihn zu lieben? —

Warum nicht gar! Lassen sich die Weiber zu etwas der Art zwingen, wenn sie nicht mehr mögen... Sie scheinen mir noch wenig Erfahrung zu haben, wenn Sie solche Dinge glauben... Ein Weib kann man nie zwingen, da helfen alle möglichen Schlüssel und Dietriche nichts... wenn sie nicht will, ist nichts zu machen! — Wohlan! warum bist Du denn aber so betrübt?... Bist Du mit Deiner neuen Liebschaft schon unzufrieden? — Ich sage Ihnen ja, ich habe keine Liebschaft mehr; ich will gar keine mehr! — Da Du aber doch eine Untreue an Sanscravate begehen wolltest... — Gut! das ist meine Sache, das ist mein Geheimniß, das geht Sie nichts an. Sind Sie mein Vater oder meine Mutter, daß Sie solche Fragen an mich richten? — Ach, ach, meine Herren, nehmt euch in Acht, unsere Verbündete wird böse! — Hier!" sagt Albert, einen Fünffrankenthaler in den Korb der Blumenhändlerin werfend, „das gehört Dein, damit Du Acht gibst, ob Du Tobias nicht siehst, und Du sollst das Doppelte haben, wenn Du ihn zu dem besagten Rendezvous schickst. — Gut! ich werde mich bestreben, es zu verdienen. Adieu, meine schönen Herren!"

Bastringuette geht und die jungen Leute trennen sich mit dem Versprechen, am folgenden Morgen zur selben Stunde bei Tortoni zusammenzutreffen.

Tags darauf verfehlte Albert nicht, sich am versprochenen Orte einzufinden; er traf Mouillot.

„Cölestin und Balivan sind da gewesen; sie wissen nichts Neues. Bastringuette hat noch nichts sagen

lassen, und Du, hast Du eine bessere Jagd gemacht? — Gott bewahre! Ich habe noch nicht einmal die Spur des Wildes entdeckt. — Auf morgen also! vielleicht sind wir dann glücklicher."

Auch der folgende Tag führte keine günstigern Resultate herbei. Am vierten Morgen jedoch trat Balivan hastig in's Café Tortoni herein, wo seine Freunde versammelt saßen und rief ihnen zu: „Ich habe ihn gesehen!... in der Straße Bondy bei der Porte Saint-Martin. O, ich habe ihn ganz gut erkannt und ich bin gewiß, daß er mich auch gesehen hat, denn er ist purpurroth geworden und hat sich seitwärts gewendet... — Nun, bist Du ihm nachgelaufen? — Was hat er zu Dir gesagt? — Hast Du ihn zu Varinet geführt? — Hat er seine Olive eingewechselt? — Mein Gott, liebe Freunde, ich weiß nicht, wie's geschah, aber ich bemerkte in diesem Augenblicke, daß meine Cigarre abgegangen war; ich trat also schnell in einen nebenliegenden Kaufladen hinein und zündete wieder an; das war das Werk eines Augenblicks... Wohlan, als ich wieder auf die Straße hinauskomme, schaue ich mich nach allen Seiten um, kann aber unmöglich diesen Tobias wiederfinden. — Der Teufel soll Dich holen! — O, daran erkenne ich Balivan! Er sieht den, auf den wir schon vier Tage Jagd machen, und statt ihm nachzulaufen, zündet er seine Cigarre an. — Du solltest Dir selbst zum Muster dienen, denn einen ähnlichen findest Du nicht! — Meiner Treu, meine Herren, ihr hättet es an meiner Stelle auch so ge-

macht! Eine vortreffliche echte Havannacigarre läßt man nicht so leicht kalt werden; es geht Einem damit wie mit dem Kaffee. Uebrigens wissen wir doch jetzt bestimmt, daß Tobias immer noch in Paris ist; das ist schon etwas. — Ei, wer hat denn das je bezweifelt ... Du wirst Varinet sicherlich nicht zu seinem Gelde verhelfen!"

Die jungen Leute trennten sich etwas entmuthigt. Zwei Tage darauf hatte es Albert noch nicht weiter gebracht; er wußte, daß Madame Baldimer jeden Augenblick vom Lande zurückkommen konnte, und wollte doch vor ihrer Rückkehr noch den gepriesenen Shawl kaufen; er mußte sich daher entschließen, dem Zorne der Madame Plays Trotz zu bieten und sich bei ihr vorzustellen.

Nachdem Albert diesen Entschluß gefaßt hatte, begab er sich zu Madame Plays; unterwegs kaufte er aber einen wunderhübschen Blumenstrauß für sie. Man muß immer galant sein, besonders gegen Frauen, die uns Gefälligkeiten erwiesen haben.

Es ist zwei Uhr Nachmittags, die Stunde, wo die schöne Herminie in ihrem Boudoir thront, und den Sterblichen, die glücklich genug sind, Eintritt in diesen geheimnißvollen Ort zu erhalten, Audienz ertheilt.

Albert, der von sich sagen konnte: im Serail erzogen, kenne ich dessen Schleichwege, geht stolz an dem Portier vorüber, lenkt seine Schritte einer kleinen geheimen Treppe zu, steigt in das erste Stockwerk hinauf, bleibt vor einer Thüre stehen und klopft beinahe wie ein Freimaurer an.

Nach Verfluß einiger Augenblicke wird die Thüre aufgemacht; ein sehr häßliches Kammermädchen, die aber viel gescheidter aussieht als ihre Gebieterin, stößt, als sie Albert erblickt, einen Schrei der Verwunderung aus und sagt: „Ach, Herr Vermoncey, wie lange hat man Sie nicht bei uns gesehen!... — Es ist wahr, Lisa! Ich hatte in den letzten Tagen keine Zeit, zu kommen. Sage mir übrigens, ist Deine Herrin zu sprechen? Darf ich mich vorstellen?"

Die Kammerfrau lächelt, indem sie entgegnet: „Es ist unmöglich, mein Herr... Madame hat ihre Nervenzufälle... sie kann Sie nicht empfangen. — Mich nicht empfangen? — Ja Sie, mein Herr. — Aber sonst hatte sie für mich nie ihre Nervenzufälle. — Mein Gott, Herr Vermoncey, jetzt hat sie sie aber. — Gut, ich verstehe, Lisa! das heißt: Deine Gebieterin will meinen Besuch gar nicht mehr; sie hat Dir befohlen, mir diese Antwort zu geben."

Die Kammerzofe wagt es nicht, zu sagen, daß dieses die Wahrheit sei; sie legt aber einen Finger auf den Mund. Albert hat zu viel Bildung, als daß er weiter in das Mädchen dringen würde; er lacht ebenfalls, während er sie ansieht, und entfernt sich, indem er mit tragikomischer Miene ausruft: „Ich habe mein Schicksal verdient und muß mich demselben unterwerfen!"

Aber unten im Hofe, als er eben das Haus verlassen will, fällt ihm ein: Wie wäre es, wenn ich den Mann besuchte. Beim Kukuk, ja! ... Das ist ein Bursche, der mich mit seiner Frau aussöhnen

oder mir wenigstens in dieser Sache von großem Nutzen sein könnte. Ich will doch dem lieben Herrn Plays eine kleine Visite machen!

Dießmal geht er die große Treppe hinauf und fragt einen Diener, ob Herr Plays auf seinem Bureau sei, und geht, als ihm dieses bejaht wird, in das Arbeitszimmer des Handelsmanns hinein.

Der Gemahl der schönen Herminie war ein kleiner Mann von mittlerem Alter, weder schön noch häßlich, ziemlich dick, mit einem hochrothen Angesichte, runden großen Augen, und hatte immer eine heitere, lachende Miene, kurz, was man ein glückliches Aussehen heißt, und glücklich war er auch im höchsten Grade.

Als Herr Plays den jungen Vermoncey bei sich eintreten sieht, macht er ein sonderbares Gesicht; man merkt, daß er in Verlegenheit ist und nicht weiß, wie er diesen Besuch aufnehmen soll. Dieser Empfang setzt Albert nicht in Verwunderung, denn er weiß, daß sich Herr Plays in Allem nach seiner Frau richtet. Man ist stets einer ausgezeichneten Aufnahme versichert, so lange man bei seiner Frau gut angeschrieben ist; sobald sie sich aber von Jemand zurückzieht oder sich mit einem ihrer Anbeter entzweit, so wagt es der liebe Gatte nicht mehr, den Menschen freundschaftlich zu behandeln, dem sie ihre Gunst entzogen hat. Und da Herr Plays im Ganzen eine jener Personen ist, die mit der ganzen Welt gut stehen möchten, so bringen ihn die Capricen seiner Frau bisweilen in große Verlegenheit.

Madame Plays muß ihrem Manne abscheuliche Dinge von mir gesagt haben! denkt Albert, als er bemerkt, wie steif ihn der Handelsmann begrüßt.

Da sich Albert an der Verlegenheit des armen Gatten ergötzen will, der die jungen Leute, welche seiner Frau die Cour nicht mehr machen, kalt aufnimmt, geht er freundlich auf Herrn Plays zu, erfaßt ihn, noch ehe er sie zurückziehen kann, bei der Hand, und schüttelt sie ihm tüchtig.

„Ei, guten Tag, mein lieber Plays!... Ich bin entzückt, Sie zu sehen... Ich wollte Sie schon längst besuchen, aber die Zeit verfliegt so schnell... Seit acht Tagen ist es mein einziger Gedanke, aber ich fand keine Minute Zeit!“

Herr Plays weiß nicht, was er erwiedern soll. Er begrüßt Albert, verneigt sich, nimmt seine Feder bald aus, bald wieder in den Mund, blickt ängstlich um sich, als ob er befürchtet hätte, seine Frau komme, und stottert endlich: „Ach, Herr Albert... es geht nicht übel... und bei Ihnen... befinden Sie sich wohl... Aber mein Gott, ich bin gerade beschäftigt ... ich habe etwas zu thun...“

Albert stellt sich, als ob er diese unfreundliche Antwort nicht verstünde; er wirft sich in einen Lehnstuhl und fährt fort: „Nun, wie steht's denn mit dem Vergnügen... mit den Weibern... Hm! Sie sind, ohne es merken zu lassen, Liebhaber davon... O, Sie haben schon viele Eroberungen gemacht... Man hat im Foyer des Opernhauses und selbst hinter den Koulissen von Ihnen gesprochen!“

Der Handelsmann, dem es schmeichelt, für einen Mann zu gelten, der Glück bei den Damen macht, lächelt und entgegnet, sich die Hände reibend: „Ach, warum nicht gar! Man spricht im Opernhause und hinter den Koulissen von mir? Ich bin übrigens nie dort gewesen; Madame Plays hätte es nicht gestattet! — Ich glaube es; sie hat Recht... Man kann übrigens die Damen vom Theater kennen, ohne hinzugehen... — Nein, ich versichere Sie... Ach doch ... warten Sie, ich erinnere mich, daß mich eines Tages eine Dame unter dem Vorwande, sie habe eine kleine Reise zu machen, gebeten hat, ihr einen auf mich ausgestellten Wechsel auszubezahlen, der noch vierzehn Tage hätte laufen müssen; aber ich meine, sie habe mir gesagt, sie sei Marcheuse (eigentlich Fußgängerin, Läuferin). — Sehen Sie... Ah! Sie können es also nicht leugnen, Sie Roué!... — Wie so?... Ich konnte mir nicht einbilden, daß diese Dame auf dem Theater sei... Sie hat zu mir gesagt: ich bin Marcheuse, darunter verstand ich, sie mache gern große Fußtouren. — O, Sie Schelm!... Spielen Sie immerhin den Unschuldigen; Sie wissen recht wohl, daß das eine Rolle in der Oper ist. — Ich gebe Ihnen die feste Versicherung, daß ich das nicht wußte... Wie, es gibt Marcheusen? — Ja, Herr Plays! Diese Damen sind unter den Loretten sehr Mode. — Dann wird es auch Rennerinnen (trotteuses) geben? — Ha, ha!... Sie sind recht boshaft, Herr Plays.

Und das Feinste dabei ist, daß Sie Ihr Spiel so gut verdecken können!"

Herr Plays lacht aus vollem Halse; er ist überglücklich, einer Dame vom Theater, die hinter den Koulissen von ihm gesprochen hat, einen Wechsel discontirt zu haben. Plötzlich fällt dem armen Gatten aber ein, daß seine Frau zu ihm gesagt hat: sie wolle Albert nicht mehr bei sich sehen, er sei ein sehr ungebildeter Mensch, der sich in Gesellschaft höchst unanständig gegen sie betragen habe; er verzieht daher das Gesicht, bereut es, gelacht zu haben, und betrachtet Albert mit einer beklagenswerthen Miene.

„Ich weiß nicht, warum ich lache," murmelt er, „denn ich habe sehr viel zu thun... Ich muß Rechnungen durchgehen, mit denen ich noch im Rückstande bin... es liegt eine Masse Geschäfte vor mir."

Ehe der junge Mann hierauf geantwortet hat, wird eine kleine Thüre, die im Hintergrunde des Kabinets zu den Nebenzimmern führt, rasch aufgemacht und Madame Plays erscheint.

Die robuste Herminie ist im Morgenkleide; es liegt aber immer etwas Pikantes, Herausforderndes sowohl in ihrem Anzuge als in ihren Blicken; ein hoch heraufgehender Leib bedeckt ihre Reize vollständig, zeichnet aber ihre Formen mit einer Genauigkeit ab, die vielleicht noch eine mächtigere Gewalt ausübt als die Nacktheit; zwei zwar etwas überfüllte, aber doch regelmäßig gestaltete Globen zieren ihre breite, stolze Brust; eine dünne Taille und volle

Hüften dienen dieser Büste als Piedestal; die etwas in Unordnung gerathenen Haare und die langen, auf ihre Schultern herabfallenden Locken umschatten das Angesicht der Madame Plays recht anmuthig; ihre angegriffenen Züge und der zornglühende Blick verliehen ihrer Physiognomie, als sie in das Kabinet ihres Gatten eintrat, einen ungewöhnlichen Ausdruck.

Herminie ist über Alberts Anwesenheit nicht erstaunt: man sieht ihr an, daß sie ihn hier zu treffen hoffte; sie wirft ihm aber einen Blick zu, mit dem sie ihn, wie es scheint, zu Boden schmettern will. Der junge Mann erträgt diesen Blick, wie wenn er einen Blitzableiter bei sich gehabt hätte, an dem er abgegleitet wäre, und erwiedert ihn mit einer tiefen Verbeugung, wobei er aber ein Lächeln nicht ganz unterdrücken kann.

Herr Plays ist wie vom Donner gerührt, als er seine Frau eintreten sieht. Er glaubt, sie habe ihn mit Albert lachen hören, sieht ihre zornige Miene und weiß nicht mehr, was er anfangen soll; in seiner Verzweiflung zernagt er seine Feder, statt sie einfach im Munde zu halten.

„Ah, Sie haben Besuch, Herr Plays!“ sagt Herminie, bald Albert, bald ihren Gatten anblickend, barsch; „es thut mir leid, daß ich eure Unterhaltung gestört habe... Ihr habt euch ohne Zweifel sehr interessante Dinge zu erzählen... Wenn ich mir vorgestellt hätte, daß Herr Vermoncey da sei, so wäre ich sicher nicht gekommen. — Meine liebe Freundin,

wir sprachen ... ich weiß nicht ... der Besuch des Herrn Vermoncey überraschte mich auch ..."

Albert unterbricht Herrn Plays mit den Worten: „Ich wollte vorher bei Ihnen meine Aufwartung machen, Madame, aber man hat mir gesagt, Sie hätten Ihre Nervenzufälle ... Sie könnten meinen Besuch nicht annehmen; daher ging ich zu Ihrem Herrn Gemahl, um mich nach dem Zustande Ihrer Gesundheit, welcher mich sehr in Sorgen versetzte, zu erkundigen. — Ja," murmelt Herr Plays, ein Stückchen von seiner Feder ausspuckend, „ja! Herr Albert kam, um ... — Ah! meine Gesundheit setzt Sie in Sorgen, Herr Vermoncey! Ah! das ist etwas Neues ... das hätte ich nie vermuthet ... Ach, ach, das ist bewundernswürdig! ... Man macht sich auf Kosten einer Dame lustig, spielt ihr schändliche, abscheuliche Streiche, treibt Scherze mit ihr, die man sich gegen keine Grisette erlaubt, und dann zeigt man sich acht Tage darauf, als ob nichts geschehen wäre, mit ruhiger, gelassener Miene! ... O! das thut mir wehe ... das greift meine Nerven an ... Ich möchte etwas zusammenwerfen!"

Diese Worte sprach die schöne Herminie, welche aufgeregt im Zimmer auf und ab ging, mit ungeheurer Geschwindigkeit. Ihr Mann wich zurück, als er hörte, daß sie etwas zusammenwerfen wolle und stotterte: „Ich war mit Schreiben ... mit Rechnen beschäftigt ... als ... — Gut, schon gut ... darnach habe ich Sie nicht gefragt ... Nun, was beißen Sie denn da? ... was haben Sie zwischen Ihren Zäh-

nen?... Ich glaube, Sie kauen Tabak!... Das hat Ihnen noch gefehlt! — Nein, meine Liebe, nein ... ich habe nur an meiner Feder gesaugt. — Das ist ein sonderbarer Stangenzucker!“ ruft Albert lachend aus.

Herminie selbst kann nicht umhin, zu lächeln; sie macht aber schnell wieder ein böses Gesicht und kehrt ihrem Gatten den Rücken zu, um mit Albert zu sprechen.

„Ich werde diesen niederträchtigen Brief nie vergessen!“ sagt sie zu ihm; „ich hätte nie geglaubt, Herr Vermoncey, daß Sie im Stande wären, solche Dinge zu schreiben!... das ist unverantwortlich! — Auf Ehre, Madame, ich weiß nicht, wovon Sie sprechen... ich bin mir nicht bewußt, ein Wort geschrieben zu haben, welches Sie hätte beleidigen können! — Nein, das ist zu arg, mir so etwas entgegen zu halten!... Es thut mir leid, daß ich diesen unverschämten Brief zerrissen habe, allein ich kann ihn auswendig.

Herr Plays hat sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt und murmelt zwischen den Zähnen: „Fünf und sechs macht elf und acht macht neunzehn... und acht macht neunzehn.“

Außerdem war ihr Brief sehr dumm... I h r B i l d s c h w e b t u n a u f h ö r l i c h v o r m e i n e r S e e l e, e i n K a l b s k o p f... nun, ist das hübsch?... und i c h s c h i c k e I h n e n h i e r e i n e n m e i n e r i n t i m s t e n F r e u n d e, d e r r e c h t f r i s c h i s t. Wahrhaftig, Ihr Freund war sehr frisch... was das für ein klei-

ner Gimpel ist! Ich habe ihn auch darnach behandelt! — Ihre Worte setzen mich in Erstaunen, ich begreife Sie gar nicht! es muß ein Irrthum sein, man muß einen Mißgriff begangen haben! — O nein, durchaus nicht, es war meine Adresse. — Neunzehn und vierundzwanzig macht dreiundvierzig, ich setze drei und behalte... und behalte... — Seien Sie doch stille! Herr Plays, Sie sind unerträglich mit Ihren Rechnungen! brauche ich zu wissen, was Sie behalten! Schweigen Sie!“

Herr Plays schweigt verblüfft, Albert ebenfalls, zieht aber jetzt den lieblichen Blumenstrauß hervor, den er bis daher hinter seinem Rücken verborgen gehabt hat. Herminie erblickt ihn, ihre Miene wird freundlicher, sie schmollt nur noch ein Bischen, indem sie ausruft: „Ach! Sie haben einen Blumenstrauß! — Ja, Madame, ich hatte die Absicht, Ihnen denselben zu überreichen, als ich meine Aufwartung bei Ihnen machen wollte, ich war aber nicht so glücklich, vorgelassen zu werden. — Ach! der Strauß ist wunderhübsch.“

Herr Plays wendet sich freundlich gegen Albert und flüstert: „Das Bouquet ist zum Entzücken; ich habe schon lange gedacht, was riecht denn so gut hier, ich kann es doch nicht sein. — Würden Sie sich herablassen, es anzunehmen, Madame. — Annehmen, ich sollte es zwar nicht thun, denn ich wette, es war nicht für mich bestimmt, da ich aber eine so große Vorliebe für die Blumen habe, so geben Sie es immerhin her.“

Herminie nimmt das Bouquet, welches ihr Albert darbietet, riecht daran und ruft aus: „Welch ein köstlicher Duft, welcher Wohlgeruch! das hilft aber nichts, ich verabscheue Sie, Sie sind mir in den Tod zuwider, ich nehme Ihre Besuche nicht mehr an. — Ach, Madame! So fürchterlich sind Sie gegen mich erbittert, und warum? vielleicht wegen eines Mißverständnisses, wegen einer Dummheit, in der jedoch durchaus keine Absicht liegen konnte, Sie zu beleidigen. Nein, Sie werden nicht so grausam sein, Sie vergönnen mir, Ihnen fernerhin noch meine Aufwartung zu machen.“

Herminie spielt, ohne zu antworten, mit ihrem Strauße. Herr Plays sagt halblaut mit einem Lächeln zu Albert: „Sie wird es Ihnen gewiß erlauben, ich bin überzeugt, daß sie Ihnen nicht mehr böse ist! — Worein mischen Sie sich doch, Herr Plays? ich finde es sehr lustig, daß Sie sich um meine Angelegenheiten bekümmern. Ich sage es Ihnen noch ein Mal, schweigen Sie! das Alles geht Sie nichts an.“

Herr Plays schneidet eine Feder. Herminie fährt nach einer Weile fort: „Auch mag ich die launenhaften Menschen nicht. Wenn man Jemand acht Tage lang entbehren kann, so kann man auch Monate lang ohne dasselbe sein! und welchem Grund verdanke ich Ihren heutigen Besuch, mein Herr? — Es führt mich in der That ein Grund her, Madame,“ entgegnet Albert lächelnd. „Ich habe viel von einem Shawl sprechen hören, den Sie in der Soirée bei dem Grafen Dalhborne angehabt hätten,

so viel ich höre, soll er wunderschön sein, kurz, man hat mir diesen ausgezeichneten Shawl so sehr geprie- sen, daß ich im höchsten Grade begierig bin, ihn zu sehen. Würden Sie vielleicht die Güte haben, mir ihn zu zeigen?"

Herminie glaubt, Albert sage dieses nur zum Vorwande, um ihren Mann nicht eifersüchtig zu machen, denn sie ist weit entfernt, zu vermuthen, daß der Shawl in der That der Gegenstand ist, der ihren Treulosen zu ihr zurückführt; sie findet diesen Einfall ergötzlich und erwiedert mit Lachen: „Ah! Sie kom- men wegen meines Caschemirs? nun, den sollen Sie nicht zu sehen bekommen, denn sonst müßte ich Ihnen den Eintritt in mein Boudoir gestatten, und ich habe geschworen, daß ich Sie nicht mehr darin empfangen werde. — Ach, man schwört so Manches! die Schwüre einer schönen Frau sind in Sand eingegraben, der leiseste Wind verweht sie. — Und die Schwüre der Männer, worein sind die gegraben? — In Erz. Nicht wahr, Herr Plays, wir halten unsere Schwüre? — Allerdings. Man hat Beweise davon. Ich zum Beispiele habe bei der Verheirathung mit meiner Frau geschworen, daß ich nicht mehr schnupfen wolle, weil sie das Nießen nicht hören kann; wohlan, ich habe meinen Schwur gehalten, ich nieße zwar jetzt noch bisweilen, aber weit seltener."

Während sich Herr Plays diese Betrachtung er- laubt, sieht seine Frau Albert an, und es strahlt ein Ausdruck und ein Feuer aus ihren Blicken, worin sich etwas ganz Anderes kund that, als Zorn und

Unwille. Der junge Mann betrachtet sie ebenfalls sehr zärtlich und sagt zu ihr: „Nun, seien Sie nicht mehr böse, lassen Sie sich bewegen, mir den Shawl zu zeigen. — Nein, denn dann müßte ich Sie in mein Zimmer führen. — Ich möchte ihn so gar gerne sehen.“

Herminie lächelt schelmisch, indem sie versetzt: „Ach! so gar gerne!“

Herr Plays schaukelt sich auf seinem Stuhle und spricht: „Wohlan denn, meine liebe Freundin, laß ihn Deinen Shawl sehen, wenn es ihm so viel Vergnügen macht. Mein Gott, wie herrlich riecht der Blumenstrauß!“

Herminie ist entzückt, sie lächelt dem jungen Manne bedeutungsvoll zu und reicht ihm die Hand.

„Ach! ich fühle es wohl, ich bin zu schwach,“ ruft sie aus. „Sie mißbrauchen mich. Nun, geben Sie mir den Arm und begleiten Sie mich in mein Zimmer. Sie dürfen aber dessenungeachtet den Shawl nicht sehen.“

Albert ergreift die Hand der Madame Plays, empfiehlt sich bei ihrem Gatten und entfernt sich mit ihr durch die kleine Thüre im Hintergrunde.

Herr Plays scheint hoch erfreut und flüstert Albert, als er an ihm vorübergeht, in's Ohr: „Ich kenne sie, und ich stehe Ihnen dafür, Sie wird Ihnen den Shawl zeigen.“

Drittes Kapitel.

Heimliches Bündniß. — Das Paté des Italiens.

Es war erst neun Uhr Morgens, und schon läutet Cölestin von Valnoir an der Thüre der Madame Baldimer. Die Kammerzofe Rosa macht ihm auf, und lächelt dem jungen Mann wie einem bereits Erwarteten zu.

„Ich erscheine sehr frühe bei Ihrer Herrschaft," sagt Herr Cölestin mit aufgeblasener, anmaßender Miene zu ihr, „aber ich habe gestern Abend ein Billet von Madame Baldimer erhalten, worin sie mich von ihrer Rückkehr nach Paris benachrichtigt, und mich bittet, diesen Morgen vor neun Uhr zu ihr zu kommen. Bei dem Rendezvous mit einer schönen Frau bin ich jeder Zeit pünktlich. — Ja, Madame erwartet Sie, denn sie hat mir befohlen, Sie, sobald Sie kommen, zu ihr zu führen. — Madame Baldimer ist wahrscheinlich noch im Bette. — Nein, mein Herr; die Madame ist früh aufgestanden, weil sie Ihren Besuch erwartet hat. — Mein Gott, das wäre nicht nöthig gewesen! ich hätte sie eben so gut im Bette sprechen können, es wäre mir sogar lieber gewesen, doch gleichviel, führen Sie mich zu ihr."

Die Zofe führt Herrn Cölestin durch mehrere Zimmer durch, und dann in das Boudoir, wo sich ihre Gebieterin befindet. Madame Baldimer sitzt, in ein weites Morgenkleid von Sammet eingehüllt, auf einem Lehnstuhle; ihre Haare sind einfach hinaufgesteckt und mit einem Netze bedeckt; man sieht, daß

sie weder frisirt noch angekleidet ist, und daß ihr in diesem Augenblicke durchaus nichts daran liegt, zu gefallen. Dessenungeachtet ist sie in diesem Negligé ausgezeichnet hübsch; die Frauen sind nie verführe-scher, als wenn sie sich natürlich und schmucklos zeigen, und doch wollen sie sich nur selten so sehen lassen.

Madame Baldimer empfängt Cölestin mit einem Lächeln, deutet auf einen Stuhl und beginnt: „Sie sind sehr pünktlich; das ist recht, so liebe ich es. Die Pünktlichkeit ist etwas so Rares in der Welt... Setzen Sie sich doch. — Sie sind von dem Eifer, mit dem ich Ihren Wünschen diene, überzeugt; meine Hingebung für Sie ist Ihnen bekannt; Sie wissen, daß ich, Ihnen zu gefallen, Alles fähig bin. Die Liebe verleitet mich sogar zum Verrathe an der Freundschaft. — Freundschaft!" entgegnet Madame Baldimer, indem ein höhnisches Lächeln über ihre Lippen gleitet, „nein, ich versichere Sie, diese verrathen Sie nicht! Sind Sie jemals Alberts Freund gewesen? — Freilich, Madame, wir sind Beide sehr innig mit einander verbunden. — Ihr Männer drückt euch gleich die Hand und dutzt euch gleich, wenn ihr euch nur ein Paar Mal in Gesellschaft oder bei einem Essen gesehen habt. Wenn eure Launen übereinzustimmen scheinen, oder ihr über ein Paar von andern, euch ebenfalls Unbekannten, preisgegebene Witze mit einander lacht, so seid ihr so intim, als ob ihr einander schon Jahre lang kennen würdet, und bildet euch ein, Freunde zu sein! Aber diese so schnell ge-

schlossenen Freundschaften lösen sich eben so bald wieder auf! Sie dürfen nicht auf die Probe gestellt werden! Vor der Eitelkeit, der Selbstsucht, dem Eigennutze und der Liebe weichen diese schönen Gefühle, womit man geprahlt hat, bald in den Hintergrund zurück, und man ist oft ganz erstaunt, wenn man einsieht, daß alle Widerwärtigkeiten, alles Unangenehme und alle Aergernisse, die man durchmacht, das Werk derer sind, welche man seine Freunde nannte. Bei den Frauen, Herr von Valnoir, ist das nicht so! sie sind nicht so verschwenderisch mit ihrer Freundschaft wie ihr, wenn sie sie aber Jemand wirklich schenken und sich an eine Person ihres Geschlechtes attachiren, so geschieht es gewöhnlich auf zeitlebens. — Es muß aber jedenfalls eine Person ihres Geschlechtes sein!" ruft Cölestin lachend aus. „Ach! Sie bekennen es doch selbst! — Mein Herr, ich glaube auch, daß es Frauen gibt, die fähig sind, den Mann, der ihrer Neigung würdig ist, immer zu lieben; da sie aber meist mit Undankbaren zu thun haben, die sich ein Spiel daraus machen, sie zu verführen und dann zu verlassen, so werden Sie zugeben, daß sie sehr Unrecht hätten, wenn sie die Männer nicht zuweilen für das viele Leid, welches sie ihnen zufügen, auch bestrafen würden. — Mein Gott, schöne Dame, ich gebe Alles zu, was Sie nur immer wollen und wünschen. Ich will sagen: die Männer seien Bösewichte, Ungeheuer! Aber Sie müssen mir gestatten, Sie zu lieben, und mich für meine Aufopferung und meine glühende Leidenschaft belohnen."

Herr Cölestin ergreift die Hand der schönen Frau, die auf den Falten ihres Morgenkleides ruht, und will sie mit seinen Lippen berühren, aber Madame Baldimer zieht sie hastig zurück, indem sie mit ziemlich trockenem Tone entgegnet: „Ich bitte, machen Sie ein Ende, Herr von Valnoir!... So weit sind wir noch nicht, und ich bin keine Frau die zum Voraus bezahlt! — Ich meine doch, daß ich in Allem unserem Vertrage nachkomme. Als ich Sie vor einigen Monaten zum ersten Male in Gesellschaft sah, empfand ich, wie Viele, die Macht Ihrer Reize; als ich Ihnen meine Liebe gestand, gaben Sie mir zur Antwort... warten Sie, ich will Ihre eigenen Worte wiederholen... o! ich habe sie nicht vergessen: Sie stehen mit dem jungen Albert Vermoncey sehr genau; wohlan! benachrichtigen Sie mich von Allem, was dieser junge Mann thut, und versprechen Sie mir, mir in Allem zu dienen, was ich von Ihnen verlangen werde, dann werde ich Ihre Ergebenheit belohnen. Haben Sie das nicht zu mir gesagt? — O! versteht sich, Wort für Wort! Es ist wahr, als ich Sie in Gesellschaft kennen lernte, machte mir Albert schon die Cour, und es war somit ganz natürlich, daß Sie gleich als sein Nebenbuhler auftraten, denn es ist Ihr Freund, und den muß man auszustechen suchen. Das ist unter Freunden stets der Fall. — Aber, Madame... — Ist es nicht wahr, mein Herr? — Wenn die Liebe mächtiger spricht als die Freundschaft... — Ha! ha!... köstlich!... O! das war nicht der Mühe werth, mich zu unterbrechen!

Ich konnte Sie also gleich beurtheilen, und dachte in meinem Sinne: ich will mich auf Kosten des jungen Vermoncey lustig machen, er soll mein Opfer werden, und erfahren, daß es nicht alle Weiber für ein Glück halten, sich ihm hinzugeben. Dieser Herr kann meinen Absichten vortrefflich dienen; er ist Alberts Busenfreund und macht mir den Hof, weil er sieht, daß sein Freund sehr in mich verliebt ist; ich bin also überzeugt, daß ihm nichts angenehmer ist, als mir bei allen Schlingen, die ich dem jungen Manne legen will, über den ich mich lustig machen möchte, an die Hand zu gehen. Dann habe ich Ihnen meine Vorschläge und meine Bedingungen auseinander gesetzt: Sie haben sie angenommen... Wohlan, mein Herr, haben Sie mir einen Vorwurf zu machen?"

Cölestin, für den Madame Baldimers Worte nicht sehr schmeichelhaft waren, biß sich, während sie sprach, bisweilen in die Lippen, dann schaukelte er sich auf seinem Stuhle, bog sich zurück und entgegnete: „Aber, Madame, was wird denn das Ende von diesem Allem sein?... Wann werden Sie aufhören, diesen armen Albert zu quälen, und mich für meine Liebe belohnen? — Mein Gott, Herr von Valnoir, Sie sind sehr neugierig, sehr ungeduldig! Diese Frage kann ich Ihnen noch nicht beantworten. — Sehen Sie, ich denke zuweilen... Entschuldigen Sie meine Freimüthigkeit, Madame... — O! sprechen Sie, mein Herr, Ihre Freimüthigkeit wird mich in Erstaunen setzen, aber nicht verletzen. — Ich denke oft: Bin ich nicht vielleicht selbst der Betrogene, während ich

Madame Baldimer unterstütze, sich über Albert lustig zu machen! Sie will alle Schritte und Bewegungen meines Nebenbuhlers kennen; wenn er sie, meinem Rathe zufolge, meidet, so zeigt sie sich schnell wieder seinen Blicken, er trifft sie überall, wohin er geht, und kann dann ihren Reizen nicht widerstehen. Ich glaube, daß eine verliebte Frau nicht anders handeln könnte, und es wäre possierlich, wenn Madame Baldimer mich an der Nase herumführte, während ich der Meinung bin, sie mache sich über Albert lustig. — Ach! solche Gedanken haben Sie, Herr von Valnoir!... Das wäre in der That sehr originell, und Sie würden es allerdings verdienen, daß man Sie an der Nase herumführte. — Wie, Madame? — Aber seien Sie beruhigt, das ist nicht der Fall. Ich bin nicht in Albert verliebt... Ich ihn lieben... ha! im Gegentheil, ich hasse ihn!"

Bei diesen letzten Worten belebten sich Madame Baldimers Züge und ihre Augen schienen Blitze zu schleudern.

„Sie hassen ihn?" spricht Cölestin mit ungläubiger Miene. „Hm! das ist sonderbar; gewöhnlich hassen die Frauenzimmer keinen Mann, der nicht ihr Liebhaber gewesen ist. Es wäre mir lieber, Albert wäre Ihnen gleichgültig; die Gleichgültigkeit ist weiter von der Liebe entfernt als der Haß! — Seien Sie überzeugt, Herr von Valnoir, daß die Leidenschaft, welche der junge Mann für mich zu empfinden behauptet, nie befriedigt werden wird. Es liegt mir aber viel daran, daß diese Leidenschaft nicht er-

lischt, sondern im Gegentheil gesteigert wird. Sei es nun Eitelkeit, Haß, Laune, oder irgend sonst ein Gefühl, welches mich so zu handeln antreibt: das ist mein Geheimniß, mehr sage ich Ihnen nicht. Wenn Sie jedoch meinen Absichten nicht mehr dienen wollen, so entfernen Sie sich, Herr von Valnoir, denn dann ist es überflüssig, daß Sie länger hier bleiben."

Mit diesen Worten hat sich die schöne Wittwe von ihrem Sitze erhoben, aber Cölestin ergreift sie beim Arme, nöthigt sie, sich wieder zu setzen und ruft aus: „Mein Gott! Madame, wie lebhaft sind Sie! wie rasch in Ihren Entschlüssen. Beruhigen Sie sich um's Himmels Willen! Nichts soll zwischen uns gesprochen sein, ich bin wie immer Ihr Sklave. Sprechen Sie, befehlen Sie, ich gehorche, überglücklich, Ihre Fesseln zu tragen, weil ich mir mit der Hoffnung schmeichle, eines Tages meine Liebe belohnt zu sehen."

Madame Baldimer lächelt, indem sie erwiedert: „So lasse ich es mir gefallen, jetzt geben Sie mir Antwort: Ich war zehn Tage abwesend, was hat Albert während dieser Zeit gethan? — Ich darf Ihnen nichts verbergen! — Sie kennen unsere Uebereinkunft. — Er war wieder bei Madame Plays. — Madame Plays... Ah! schon gut, ich weiß warum. — Diese Dame ist früher seine Geliebte gewesen, und wenn man wieder zu einer frühern Geliebten geht, so kann man wahrhaftig den Grund leicht errathen."

Madame Baldimer wirft einen Blick auf Cölestin, in welchem sie ausdrückt: Du bist eben ein Dummkopf! sie läßt es aber bei der Pantomime bewenden, und fragt: „Weiter? — Er ist mehrmals bei Ihnen gewesen, um zu erfahren, ob Sie vom Lande zurückgekommen seien. — Das weiß ich, mein Portier hat mir es gesagt. — Er hat die Zeit Ihrer Abwesenheit sehr lange gefunden, um so mehr, als Sie nicht genau angegeben hatten, wohin Sie gehen. — Ach! er hätte das gerne gewußt, und Sie auch, nicht wahr? Fahren Sie doch fort. — Meiner Treu, das ist Alles. — Wie! keine Liebes-Intriguen... keine Tollheiten... keine Spielpartien? — Nein, seit einigen Tagen sind wir so tugendhaft!... — Keine betrogene Gatten, keine Nebenbuhler zu fürchten? — Nichts von der Art. Es ist wohl eine Wette wegen einer sehr hübschen Grisette, welcher ein Commissionär den Hof macht, veranstaltet worden, aber Albert hat keinen Antheil daran nehmen wollen. Uebrigens ist die Sache nicht so leicht, als ich anfangs geglaubt habe. Diesen Morgen hoffte ich bereits meine Wette zu gewinnen, meine Maßregeln waren so gut getroffen. Das junge Mädchen sollte in eine sehr feine Schlinge gehen, die ich ihr geschickter Weise zu legen gewußt hatte. Aber Gott bewahre, sie wich ihr aus! Diese kleinen Grisetten erlauben sich bisweilen tugendhaft zu sein. Wir wären sehr zu beklagen, wenn uns die vornehmen Damen nicht dafür entschädigen würden. — Ach! was Sie eben sagten, ist abscheulich! nehmen Sie sich aber in Acht, es gibt auch

unter den Damen von Stande Koketten, die es leicht machen könnten wie die Grisetten. Man muß sich in der Welt auf Niemand verlassen. Kehren wir aber zu dem zurück, was Sie vorhin sagten: eine sehr hübsche Grisette und einen Commissionär zum Nebenbuhler. O! das wäre äußerst pikant! Die Commissionäre lassen sich eben nicht viel gefallen, und sich nicht so leicht und geduldig wie die meisten unserer vornehmen Ehemänner ihre Schöne verführen. Sie müssen Albert durchaus in diese Intrigue zu verwickeln suchen. Er muß sich in diese Grisette verlieben! Wenn sie hübsch ist, wird das keine so schwierige Aufgabe sein. Sollten Sie, Herr Cölestin, ein so gewandter Mann, das nicht einzuleiten wissen? O, das wäre herrlich!"

Cölestin hörte Madame Baldimer aufmerksam zu, als sie ihn aber bat, Albert durch seine Bemühungen in eine Grisette verliebt zu machen, begriff er ihre Absichten nicht mehr.

„Nun, mein Herr, hören Sie mich nicht?" ruft die schöne Amerikanerin, ungeduldig über das Schweigen des jungen Mannes, aus. — „Doch, Madame, ich höre Sie ganz gut, aber ich muß gestehen, ich verstehe Sie nicht mehr! ich verliere den Verstand, wenn ich mich besinne, was Sie für eine Absicht haben. Sie thun Ihr Möglichstes, um Albert den Kopf zu verrücken. Scheint Albert weniger in Sie verliebt, so verdoppeln Sie Ihre Verführungs- und Koketten-Künste, ihn zu Ihren Füßen zurückzuführen; und nun soll sich Ihr Anbeter auch in eine hübsche

Grisette verlieben, und Sie schelten mich, daß mein Freund nicht noch in eine Masse andere Liebesgeschichten verwickelt ist! Ich wiederhole Ihnen, das ist verteufelt schwer zu verstehen."

Madame Baldimer runzelt ihre schöne Stirne und erwiedert: „Es ist nicht nöthig, daß Sie mich verstehen; ich meine, es sei hinreichend, wenn ich es wünsche. — Es thut mir leid, Madame, aber Sie hätten Albert nicht so für sich einnehmen sollen; er, der sonst für alle Frauenzimmer erglühte, bleibt jetzt bei den schönsten kalt, das ist Ihr Fehler. — Wirklich! glauben Sie, daß er mich in dem Grade liebt! — Ich fürchte es."

Madame Baldimar scheint einen Augenblick über Etwas nachzudenken, steht dann auf und sagt mit einem anmuthigen Lächeln zu Cölestin: „Leben Sie wohl, Herr von Valnoir, unsere Unterhaltung hat lange gedauert, ich habe jetzt keine Frage mehr an Sie zu richten. — Werde ich Sie bald wieder sehen? — Ich denke es, übrigens werde ich Ihnen schreiben, sobald ich Sie um Etwas zu befragen habe. Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, daß Albert nichts von Ihrem Besuche bei mir wissen darf."

Cölestin lächelt und verbeugte sich und nähert sich der schönen Amerikanerin, um ihr die Hand zu küssen, diese ist aber bereits aus dem Zimmer verschwunden.

„Ein unbegreifliches Weib," sagt Cölestin, sich mit Erstaunen umsehend. „Ich habe wahrhaftig viele

kennen lernen, aber nie Eine, deren Herz so schwer zu enträthseln gewesen wäre. Gleichviel, sie ist sehr schön, sehr elegant, sehr bewundert, und es muß köstlich sein, meinem lieben Freunde Albert diese Eroberung wegzuschnappen."

Cölestin hat sich aus dem Hause der schönen Wittwe entfernt. Unterwegs begegnet ihm Mouillot, der hastig auf ihn zueilt und schreit: „Victoria! er ist unser! wir haben ihn, oder vielmehr heute Abend fällt er in unsere Hände. — Wer denn? — Ei, potz Kukuk! der kleine Tobias, der Eigenthümer der Olive. — Warum nicht gar! wer hat ihn denn gefunden? — Bastringuette wahrscheinlich, denn sie hat vorhin zu einem der Kellner bei Tortoni, der mir es gleich wieder mitgetheilt, gesagt, diesen Abend wird der junge Herr, den man sucht, bei dem Paté des Italiens sein. — O, das ist herrlich! wissen es die Andern schon? — Nein, da ich es eben erst erfuhr. Ich will es aber Balivan sagen, sage Du es Albert. Heute Abend ist hier um halb acht Uhr allgemeines Stelldichein. Um neun Uhr wird sich Tobias bei dem Paté des Italiens einfinden. Wir müssen uns daher etwas bälder versammeln. — Ganz gut, man wird nicht fehlen."

Bastringuette hatte in der That Tobias am Vorabend ziemlich spät in einer abgelegenen Straße begegnet: es war dunkel, und Herr Pigeonnier lief sehr schnell. Aber die Veilchenhändlerin, welche Augen hatte wie ein Adler, erkannte den jungen Mann, welchen sie zu suchen beauftragt war, gleich.

Seit der Bouillotte-Partie in Balivans Atelier, welches der kleine Tobias mit vierhundertfünfzig Franken in der Tasche verlassen hatte, war er nicht glücklich in seinen Spekulationen gewesen; er hatte der Hoffnung Raum gegeben, mit diesem Gelde irgend ein gutes Geschäft, einen vortheilhaften Einkauf zu machen, um sofort seine Olive bald wieder einlösen zu können; statt dessen hatte ihn aber ein Gläubiger, der ihn, um ihn bestimmt in seinem Hause anzutreffen, die Nacht hindurch vor der Thüre erwartet hatte, auf sehr rohe Weise gezwungen, eine längst abgelaufene Anweisung von dreihundertundachtzig Franken zu bezahlen.

Tobias befand sich daher nicht in der Möglichkeit, seinen Fetisch einzulösen, deßhalb kam er auch nicht mehr auf das Boulevard, mied alle Orte, wo er einem Zeugen dieser gegen Herrn Varinet eingegangenen Schuld begegnen konnte, und floh, sobald er einen Bekannten sah; denn dann hätte er gestehen müssen, daß er die Mittel nicht habe, seine Olive einzulösen, und das hätte seinen Stolz außerordentlich gedemüthigt. Mit der Zeit hoffte er seine Tante, die Madame Abraham, rühren zu können, oder vielleicht ein gutes Mäcklergeschäft zu machen, welches ihm so viel abwerfe, daß er im Stande sei, Herrn Varinet zu bezahlen. In allen mißlichen Umständen glaubt man außer Gefahr zu sein, wenn man Zeit gewinnt; man ist glücklich, wenn man Etwas hinausschieben kann, und bedenkt nicht, daß die Zeit, das Leben, die einzige, wirklich werthvolle Sache

dieser Welt ist, daß man Vermögen, Ehrenstellen, die Gunst einer schönen Dame wieder erlangen kann, nie aber einen verlorenen Tag einzubringen vermag.

Wie der kleine Tobias Jemand auf der Straße hinter sich drein laufen hörte, ergriff ihn ein fürchterlicher Schrecken, er faßte aber wieder Muth, als ihm eine weibliche Stimme nachrief: „Aber halten Sie doch, mein Herr, wenn man mit Ihnen sprechen will! Potz Henker, wenn die Frauenzimmer so mit Ihnen laufen müssen, werden sie ihre Freude an Ihnen haben.“

Tobias steht stille, betrachtet Bastringuette und fragt sie: „Was wollen Sie von mir? — Ich, nichts, mein kleiner Engel, Sie sind zu zimperlich für mich. Mir gefallen die rothwangigen Männer nicht. — Ach! ich glaube Sie zu erkennen, Sie sind die Veilchenhändlerin. — So lange es Veilchen gibt, mein Herr. — Wenn Sie mir nur nachgelaufen sind, um mir Blumen anzubieten, so hätten Sie Ihren Weg ersparen können. — Nein, es geschah nicht aus diesem Grunde; man hat mir eine Commission an Sie aufgetragen. — Wer? — Eine Dame, sogar eine sehr schöne Dame. — Eine Dame, wie heißt sie? — Das hat sie mir nicht gesagt, und Sie können sich wohl vorstellen, daß ich auch nicht darnach gefragt habe; sie hat mir Sie aber so gut beschrieben, daß ich mich nicht täuschen kann. Sie hat Ihnen Etwas zu sagen und wird morgen Abend um neun Uhr bei dem Paté des Italiens sein. — Morgen Abend beim Paté?“

Tobias denkt einen Augenblick nach; er besinnt sich, wer wohl diese Dame sein kann, die ihn zu sehen wünscht, da fällt ihm Madame Plays ein, welche ihn in den elysäischen Feldern so plötzlich verlassen hat, und sich vielleicht jetzt, wo sie von dem ganzen Betragen Alberts unterrrichtet ist, mit ihm an der Treulosigkeit ihres Geliebten rächen und ihn für den Augenblick der Aufwallung, von der sie sich bei ihrem Weggehen beherrschen ließ, entschädigen will.

Wenn Albert Dummheiten an sie geschrieben hat, denkt er, so wird sie jetzt erfahren haben, daß ich unschuldig daran bin, sie wird es daher bereuen, daß sie mich so schlecht behandelt hat, und wird es wieder gut machen wollen. Ich bin um so weniger darüber erstaunt, als sie letzthin, während ich ihr in dem kleinen Kabinete die Cour machte, sehr erfreut schien. Die Sache ging vortrefflich; wenn es ihr nicht eingefallen wäre, diesen verfluchten Brief zu lesen, so hätte ich sicher triumphirt."

Tobias tritt näher zu Bastringuette und fragt: „Wie sieht die Dame aus, welche Ihnen diesen Auftrag gegeben hat? — Mein Gott! es ist eine sehr schöne Frau. — Stark, nicht wahr? — Ja, mein Herr, etwas voll, es steht ihr aber gut. — Sie hat hellbraune Haare? — Sehr hell, beinahe blond. — Ganz richtig. Eine etwas männliche Stimme? — O, eine herrliche Stimme, wenn sie spricht, glaubt man eine Rohrflöte zu hören. Die Dame muß schön singen können. — Kein Zweifel mehr! sie ist es. —

Wissen Sie wer? — Ich vermuthe es, übrigens kenne ich so viele Frauenzimmer! — Sie werden sich aber zu dem Stelldichein einfinden, nicht wahr, mein Herr? — O! ganz gewiß. — Um so besser; denn die Dame scheint vor Begierde, Sie zu sehen, zu brennen, sie hat gesagt: Wenn ich seine Adresse gewußt hätte, würde ich ihm geschrieben haben, aber ich weiß nicht, wo er wohnt. — Sie weiß es in der That nicht, und Wenige hätten es ihr sagen können, ich bin nicht verschwenderisch mit meiner Adresse. — Gute Nacht, mein Herr, ich habe meinen Auftrag ausgerichtet, jetzt gehe ich schlafen, vergessen Sie ihr Rendezvous bei dem Paté nicht. — Sei ganz beruhigt!"

Bastringuette geht ihres Weges und Tobias deßgleichen.

So viel mir scheint, ist sie bereits bezahlt, denkt er. Das ist mir recht, das ist mir sehr recht; und nun überläßt er sich den schönsten Hoffnungen und baut auf seine Verbindung mit der zärtlichen Plays die herrlichsten Schlösser in die Luft.

Cölestin macht im Laufe des Tages einen Besuch bei Albert; er trifft ihn mit der Anschauung eines prachtvollen Caschemirs beschäftigt, der auf dem Divan ausgebreitet liegt.

„Was Teufels machst Du denn da?" fragt Herr von Valnoir seinen Freund. — „Du siehst es, ich bewundere diesen Shawl, ist er nicht zum Entzücken schön? — Er ist in der That wunderschön, aber ich meine, ich hätte ihn schon an Jemand gesehen. —

Madame Plays hat den nämlichen. — Ach! das ist es, und was machst Du mit diesem hier? Gibst Du Deinen Liebschaften Caschemir-Shawle? — Warum denn nicht! Glaubst Du, daß die schöne Amerikanerin, wenn sie dieses Tuch um den Hals hat, meine Liebe immer noch verschmähen wird?"

Cölestin beißt sich in die Lippen und entgegnet hierauf: „O nein, dann bin ich im Gegentheil gezwungen, Dich für einen glücklichen Sterblichen zu halten. Der Caschemir muß aber theuer sein! — Er kostet fünftausend Franken! — Potz Kukuk! das ist ein fürstliches Geschenk; ich glaube aber nicht, daß sie es annehmen wird. — Und ich bin vom Gegentheil überzeugt! — Ist Madame Baldimer wieder vom Lande zurückgekommen? — Ja, seit gestern Abend; hier, siehst Du dieses Billetchen? — Am Wohlgeruch desselben errathe ich schon, daß es von einem Frauenzimmer ist. — Ich habe es so eben empfangen: es ist von der schönen Wittwe, sie erwartet mich heute Abend um zehn Uhr. — Um zehn Uhr! sie gibt ihre Rendezvous etwas spät. — Um so besser: wenn ich die Unterhaltung in die Länge zu ziehen suche, darf ich vielleicht bis zum andern Morgen bei ihr bleiben."

Cölestin wendet sich ab, eine Grimasse zu verbergen, die er sich nicht erwehren konnte; dann versetzt er aber mit sehr heiterem Tone: „In Erwartung des Stelldicheins mit Deiner Geliebten, könntest Du wohl heute Abend etwas vor neun Uhr bei dem unsrigen sein. Wir wollen den Herrn

Pigeonnier abfassen, welcher der Meinung ist, es erwarte ihn diesen Abend eine Dame auf dem Platze des Italiens. — O, gewiß bin ich dabei! Der arme Tobias, wir müssen uns ein Bischen auf seine Kosten lustig machen, wenn er aber dann nicht bezahlen kann, so leihe ich ihm fünfhundert Franken, damit er sich seiner Schuld gegen Herrn Varinet entledigt. — Der Teufel! Du bist recht gefällig, bist Du denn bei Kasse? — Mein Vater ist so gütig! er gibt mir, ohne daß ich fordere! — Ei der Kukuk! er hat auch außer Dir Niemand mehr, ich finde es ganz in der Ordnung, daß er Deine Wünsche erfüllt. — O! ich habe seit einiger Zeit unsinnig Geld verschwendet, ich will vernünftiger werden! — Deßhalb kaufst Du einen Caschemir für fünftausend Franken? — Das soll meine letzte Thorheit sein. — Und leihst Tobias fünfhundert? — Ich bin so vergnügt. Ich möchte all meinen Freunden einen Gefallen erweisen können!" — Wenn ich das gewußt hätte, denkt Cölestin, so hätte ich irgend eine Geschichte erdichtet, damit er sich hätte gegen mich auch gefällig zeigen können. „Speisen wir heute zusammen?" fragt er nach einer Weile. — „Es ist mir unmöglich. Ich habe meinem Vater versprochen, mit ihm zu essen. Es geschah seit einiger Zeit so selten, daß er es beinahe als eine Gunst betrachtet, und er ist zu gütig gegen mich: ich muß ihm auch eine Freude machen. — Du wirst bald ein Muster kindlicher Liebe werden! — Cölestin!" ruft Albert trocken aus, „ich erlaube Dir, über Alles zu scherzen und Alles zu verhöhnen, was Du

nur immer willst, nur über die Anhänglichkeit an meinen Vater nicht: das ist ein Gefühl, welches Achtung verdient. — Ei, mein Gott! sei nicht böse! Die Absicht, welche Du mir unterschiebst, war ferne von mir. Heute Abend erwarten wir Dich also am gewöhnlichen Orte."

Es war noch nicht neun Uhr, aber schon lange dunkel, als die juugen Leute, die sich das Rendezvous gegeben hatten, aus dem Café Tortoni herauskamen, um sich auf den Platz des Italiens zu begeben. Sie hatten schon ein Paar Schritte gemacht, als Mouillot rief: „Haltet einen Augenblick, meine Herren, wir haben Etwas vergessen. Hier, nehmet."

Damit gab Mouillot jedem seiner Freunde eine Olive.

„Eine Olive! — Wozu denn? — Wie! ihr errathet es nicht? Wir stellen uns alle Viere, ein Jeder an einer Ecke des Platzes auf die Lauer; sobald wir Tobias gewahr werden, gehen wir auf ihn zu, ein Jeder hält ihm seine Olive hin und verlangt fünfhundert Franken. — O, herrlich! köstlich! — Der arme Tobias, der wird satt bekommen an den Oliven und keine mehr einstecken, wenn er im Gasthofe ißt."

Die Herren treten ihren Weg an und gelangen bald auf den Platz des Italiens. Dort trennen sie sich, damit sich Jeder auf seinen Posten begeben kann. Vorher wird aber noch ausgemacht: „Sobald wir Tobias sehen, lassen wir ihn mitten auf den Platz kommen, dann gehen wir Alle zugleich, Jeder von

seiner Ecke aus auf ihn zu, halten ihm die Oliven entgegen und verlangen fünfhundert Franken von ihm."

Jeder steht auf seinem Posten. Fünf Minuten verstreichen, Tobias zeigt sich nicht; ebenso noch weitere fünf Minuten. Die jungen Leute husten bisweilen laut, um sich gegenseitig davon in Kenntniß zu setzen, daß sie noch anwesend sind.

Albert dachte zum Zeitvertreibe an Madame Baldimer, bei welcher er sich bald einfinden darf; er freute sich außerordentlich auf das Vergnügen, welches er ihr durch das Geschenk dieses Shawls, des Gegenstandes ihrer Wünsche, verursachen werde und schmeichelte sich, daß seine Galanterie zärtlich belohnt werden würde.

Cölestin dachte auch an sein Verhältniß mit der schönen Wittwe, und rief bisweilen aus: „Tobias kommt nicht! er wird irgend einen Verdacht oder Argwohn hegen... Wir sind angeführt mit unsern Oliven."

Mouillot stampft vor Ungeduld mit den Füßen. „Das ist doch recht einfältig ... Da kann man lange warten. Ich glaube, wir sind die Angeführten!... Sackerment! meine Herren! He, da drüben! hm! macht es euch Spaß... ich fange an, mich zu langweilen!..."

Balivan war sehr mit einem großen, weiblichen Bilde beschäftigt, welches er am folgenden Tage anfangen wollte und besann sich, ob er es auf einen dunkeln oder hellen Grund, ob er einen Saal oder einen Garten als Hintergrund malen wolle.

Mehrere Minuten vergehen wieder. Es fängt an, ganz fein zu regnen. Albert, Cölestin und Mouillot sind im Begriffe, ihre Posten zu verlassen, als man mit einem Male mitten auf dem Platze Diebe! Wache! zu Hülfe! schreit.

Die jungen Leute eilen auf den Ort zu, wo das Geschrei herkommt, und erblicken Balivan, der einen kleinen Herrn am Arme packt und zu ihm sagt: „O! schrei nur, so arg Du willst! ... Du mußt mir fünfhundert Franken für diese Olive geben! — He! Unsinniger, was machst Du denn?" ruft ihm Mouillot entgegen, „laß doch den Herrn los ... das ist nicht Tobias! ..."

Der Mann, den Balivan angepackt hatte, war ein ehrlicher Bürger, welcher in der Absicht, sich zu dem letzten Stücke ein Gegenbillet zu kaufen, um das Theater der komischen Oper herumstrich.

Balivan erschöpft sich in Entschuldigungen. Aber der Mann, welcher eine fürchterliche Angst ausgestanden hat, schreit fortwährend Diebe! Die Soldaten von der Theaterwache eilen mit mehreren Stadtsergeanten herbei, und eine Masse Neugieriger drängt sich hinzu. Man umringt die jungen Leute und der von Balivan ergriffene Herr sagt mit einer vor Furcht fast erstickten Stimme zu den Soldaten: „Ergreifet diese vier Männer... Es sind vier Diebe... sie haben fünfhundert Franken von mir erpressen wollen und ich habe nur vierzig bei mir! ... Dieser ist auf mich losgegangen ... er hat mich mit einer Olive umbringen wollen ... verhaftet sie!"

Die vier jungen Leute wollen den Soldaten begreiflich machen, daß Alles nur in Folge eines Scherzes vorgefallen sei. Allein die Stadtsergeanten lassen sie fortführen und sagen: „Ihr könnt euch auf der Wache rechtfertigen." — Der Schlingel von Tobias! denkt Mouillot, während er den Soldaten folgt. Diese Oliven bringen uns in eine saubere Schmiere! — „Ach! mein Rendezvous!" seufzt Albert. „Wenn sie uns nur nicht lange behalten! — An der ganzen Geschichte ist Balivan Schuld," sagt Cölestin. „Es war vorauszusehen, daß er mit seiner Zerstreutheit wieder irgend eine Dummheit anstellen werde!"

Allein der junge Maler schritt mitten unter der Menge ruhig einher und rief aus: „Ich bin entschieden, eine Landschaft soll den Hintergrund bilden."

Viertes Kapitel.

Der Verdruß und die Versöhnung.

Tags darauf, nachdem sich Elina bei seinen Kameraden, den Commissionären, nach Paul erkundigt hatte, erschien dieser wieder wie gewöhnlich mit seiner Jacke, seiner Mütze und seinem Tragreff auf seinem Platze, man konnte aber an ihm bemerken, daß sein Gesicht noch bläßer und seine Züge noch angegriffener waren als vor seiner Abwesenheit.

Der junge Commissionär setzt sich an seinen früheren Platz und winkt Sanscravate und Johann Ficelle, welche schon da waren, einen Gruß zu. Der

erstere wendet sich bei Pauls Anblick barsch ab und ballt mit aufgebrachter Miene seine Fäuste; Johann Ficelle dagegen macht ein spöttisches Gesicht und nähert sich Paul.

„Ei der Tausend! da ist ja der verlorene Sohn zurückgekehrt! ja! er ist es in der That! ... Wie, Paul, Du setzest Dich wieder neben uns an die Straßenecke... Du wirst also wieder Commissionär? — Ich habe nie aufgehört, es zu sein," entgegnet Paul, indem er seine Blicke auf das Haus richtet, wo Elina arbeitet. — „Mach' mir nichts weiß! ... Ich glaube schwerlich, daß Du Commissionen gemacht hast, als wir Dich, wie einen reichen Herrn gekleidet, begegnet haben ... Du hast Hochzeit gehalten.. und sie hat, wie es scheint, lange gedauert! ... Ein zehntägiger Schmaus! ... das lasse ich mir gefallen! ... ich weiß keine ähnliche Festlichkeit ... sei es denn die Faschingszeit! — Du irrst Dich, ich habe nicht geschmaust; Du weißt übrigens, daß dieses nicht meine Gewohnheit ist. — Ja, mit uns schmaust Du freilich nicht gerne, aber mit Deinen Liebschaften spielst Du, wie es scheint, den großen Herrn. Jetzt kann ich mir es aber erklären: wenn man seine Schöne zehn Tage lang regalirt hat, mag man freilich keinen Schoppen mehr für seine Freunde kommen lassen! ... Du hast außerdem so viele Liebschaften ... Ha! ha! Du bist ein Don Juan, wie sie in der vornehmen Welt sagen! ... Du mußt Dich aber in Acht nehmen, man könnte Dir auch eine verführen ... Mein Gott! so etwas passirt einem Jeden! ..."

Paul zuckt die Achseln und gibt Johann Ficelle keine Antwort mehr, er geht aber auf Sanscravate zu, der ihm bisher den Rücken geboten hat, klopft ihn leise auf die Schulter und frägt: „Du bist mir also immer noch böse?... wohlan, Du hast Unrecht, Sanscravate, sehr Unrecht, denn ich habe es nicht verdient... ich habe Dich sogar trotz Deines barschen Wesens, Deines Brausekopfes immer noch gerne, weil ich weiß, daß Du ein gutes Herz hast. Ich habe Dir nie einen schlechten Rath gegeben und ich glaube, daß ich Deines Vertrauens würdig wäre... aber Du gibst lieber Solchen Gehör, die Dich mit Menschen wie dieser Laboussole in's Wirthshaus verleiten."

Sanscravate hat sich allmälig umgewendet; anfangs wollte er Paul grollen, während dieser aber sprach, hat sich sein Zorn gelegt, und als er den jungen Commissionär anblickt, als ihm dieser mit seinen sanften, treuen Augen in's Gesicht schaut, kann er seine Bewegung nicht mehr beherrschen, und die Freundschaft, die er sonst für denselben empfunden, erwacht wieder in dem Innern seiner Seele.

Paul ahnt, was in dem Herzen seines Kameraden vorgeht, er reicht ihm die Hand und spricht: „O! ich weiß wohl, daß Du nicht böse bist!... Du kannst nicht glauben, daß ich Bastringuettens Liebhaber bin... da Du wohl weißt, daß ich in die kleine Nätherin, die da drüben arbeitet... in Fräulein Elina... verliebt bin... Und auch wenn das nicht der Fall wäre, würde ich doch nie an die Geliebte meines Freundes denken... Man hat mich bei Dir

verläumdet und Du hast dem bösen Gerede Gehör gegeben, weil Du zu viel getrunken hattest; aber jetzt, wo Du nüchtern bist, wirst Du wohl einsehen, daß es ein Unsinn ist... Komm... gib mir Deine Hand und laß uns das Vorgefallene vergessen!..."

Sanscravate streckt die Hand vor, um sie seinem Freunde zu reichen, er zieht sie aber wieder ein wenig zurück und ruft aus: „Ja, weiß Gott! es thut mir wehe, böse mit Dir zu sein... Ich habe Dich auch sehr gerne gehabt... und möchte Dich noch gerne haben... Es handelt sich aber hier nicht um ein verläumderisches Gerede über Dich, sondern um das, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Du sagst, Du habest kein Verhältniß mit Bastringuetten und gehest nicht mit ihr... beweise es mir, dann bin ich wieder Dein Freund... Ich verlange es nicht deßhalb zu wissen, weil ich Bastringuetten noch liebe und mich wieder mit ihr versöhnen will!... o! da hat es keine Gefahr!... aber ich möchte bestimmt überzeugt sein, daß mich mein Freund nicht verrathe und nicht schändlich an mir gehandelt hat. — Was verlangst Du von mir... wie soll ich Dir das beweisen, wenn Dir mein Wort nicht genügt? — O! das ist sehr einfach. An selbigem Tage, wo wir Dich, gleich einem Herrn gekleidet, an der Ecke der Straße Barbette begegneten... kamst Du aus einem Hause in der alten Templestraße heraus... einige Minuten später kam Bastringuette ebenfalls aus diesem Hause heraus... o! ich habe sie sehr gut erkannt!... Du behauptest, Du seiest nicht bei ihr

gewesen; das ist möglich, obwohl es verdächtig ist! Sag mir nun, um mich in's Klare zu setzen, von wem Du herkamst ... und bei wem Du gewesen bist. Es wird mir ein Leichtes sein, mich von der Wahrheit Deiner Worte zu überzeugen ... es ist von hier aus nicht weit dorthin ... Laß hören, sprich! und wenn keine Kniffe meiner Ungetreuen dahinter stecken, so komme ich schnell mit offenen Armen wieder zurück ... um Dich um Verzeihung zu bitten und herzlich zu umarmen! ..."

Sanscravate hat Thränen in den Augen. Man sieht ihm an, daß es sein höchster Wunsch wäre, Paul wieder seinen Freund nennen zu können; er harrt ängstlich auf Antwort. Aber dieser läßt den Kopf sinken, macht ein ernstes Gesicht und zieht ebenfalls die Hand zurück, die er seinem Kameraden reichen wollte.

„Es thut mir leid," murmelt er, „daß ich Deinen Wunsch nicht befriedigen kann ... aber es ist mir unmöglich, Deine Frage zu beantworten ... Ich wiederhole Dir nochmals, daß ich nicht in der Absicht, Bastringuetten zu sehen, in dieses Haus gegangen bin; sie kam ohne Zweifel zufällig dorthin ... denn sie hoffte mich gewiß eben so wenig dort zu treffen, als ich sie."

Johann Ficelle, der langsam hinzugetreten war und neugierig auf Pauls Antwort wartete, fängt nun an zu trällern: Va-t'en voir s'ils viennent Jean, va-t'en voir s'ils viennent!

Sanscravate macht eine Bewegung des Unwillens und entgegnet: „Wie, Du kannst mir nicht sagen,

bei wem Du gewesen bist und wen Du in diesem Hause kennst... das scheint mir doch keine schwere Zumuthung... und wenn man nichts Unrechtes thut, braucht man sich auch nicht so in Geheimnisse einzuhüllen. — Ich habe Gründe, so zu handeln. — Und Du willst mir diese Gründe nicht auseinandersetzen? — Es kann nicht sein!"

Sanscravate stampft grimmig auf den Boden und flucht gewaltig, indem er schreit: „Nun! so ist zwischen uns Alles aus... ich kenne Dich nicht mehr... Du bist nicht mehr mein Freund... selbst mein Kamerade nicht mehr... ich verbiete Dir, mich anzureden... hörst Du! ich verbiete es Dir... und wenn Du jemals mit Bastringuette an mir vorbeigehst... nicht weil ich sie noch liebe... denn ich verachte, ich verabscheue sie sogar, aber es ist gleichgültig, ich will euch nicht miteinander sehen... dann nimm dich in Acht! denn die Geduld könnte mir ausgehen und Dir daher eine schwere Viertelstunde bevorstehen."

Paul gibt keine Antwort, er nimmt nur sein Reff trägt es fünfzig Schritte weit von seinen Kameraden weg, und läßt sich gerade gegenüber von dem Hause, wo Elina arbeitet, nieder.

Johann Ficelle geht zu Sanscravate hin, der sich stellt, als ob er das Boulevard betrachtete.

„Du hast Recht gehabt," sagt er zu diesem, „daß Du dem Kapaunen da den Weg gezeigt hast!... wie dumm er sich benommen hat, als Du ihn fragtest, bei wem er gewesen sei... er hat nicht einmal antworten

können... Ha! ich glaube es wohl, er hätte seine Falschheit gestehen müssen... Schau, ich will Dir einen Vergleich anstellen: Das wäre gerade, wie wenn ich Deine Kiste aufmachen würde und Du zu mir sagtest: was suchst Du da drinnen? und ich gäbe Dir zur Antwort: ich suche Etwas, was ich Dir nicht sagen kann... und Du dann wieder sagtest: sag' es mir doch, und ich dagegen... — Gut! es genügt schon! Du wirst mit Deinem Vergleichanstellen nie fertig und es ist eben nicht unterhaltend. — Nun, so will ich Dir einen andern angenehmeren Vorschlag machen. Der Anblick Deines Nebenbuhlers hat Dich in eine üble Stimmung versetzt, das finde ich ganz natürlich... wenn ich einen unter den Augen haben würde, der mir meine Angebetete abspenstig gemacht hätte, so würde ich mich nicht eher zufrieden geben, als bis ich ihn tüchtig durchgewalkt hätte, es wäre zwar jetzt eine Kunst für mich, denn ich habe keine Angebetete. Doch kurz, ich wollte nur sagen, Du seiest übel gelaunt... Du besitzest aber baares Geld... Die dicke Frau, die Dir schon lange einen Auszug schuldig war, hat Dich heute Morgen bezahlt, Du zähltest bereits nicht mehr auf dieses Geld, es ist somit wie gefunden, und gefundenes Geld muß man gleich wieder ausgeben, sonst bringt es Unglück!... Wohlan! wir wollen heute nicht mehr schaffen... wir wollen eines spielen... Du weißt wohl, daß ich die rechten Orte kenne... laß uns unsere Neffe auf die Seite thun und unsere Jugend genießen... nicht wahr?"

Sanscravate schwankt und brummt: „Mitten in der Woche nichts arbeiten ... wenn Jedermann thätig ist... — Ach! Jedermann ... wem es gefällt! Ich will Dir heute noch Manchen zeigen, der sich es wohl sein läßt! ... Darf man sich außerdem nicht auch ein Mal ein Bene thun... und eine Laune zum Müßiggange haben? An gewissen Tagen kann man sich nicht überwinden. Es ist auch schon spät. — Spät... es ist erst halb zehn Uhr Morgens. — Nun... Du siehst aber, daß heute unsere Kunden nicht kommen, daß es heute keine Commissionen zu besorgen gibt, außerdem ist jetzt die nahrungslose Zeit! ... man verdient nichts. — Bei Schmaus und Spiel werde ich auch kein Geld sammeln, um meiner Schwester Liline ein Heirathsgut zu schicken. — Du hast ja zu mir gesagt, Deine Schwester sei schön, und wenn die Mädchen schön sind, brauchen sie keine Mitgift! ... und hat nicht überdieß eine Dame von Clermont, die ihr wohl will, sie zu sich genommen und läßt sie erziehen? — Ja... aber ... — Je nun, diese Dame wird auch für die Verheirathung Deiner Schwester sorgen, Du brauchst Dich nicht darum zu bekümmern. — Ach! meine arme Liline... ich habe sie so lieb! ... meine Schwester ist eben so artig und so sanft, als ich roh bin! ... Ich will nächstes Frühjahr in meine Heimath gehen, um Vater und Schwester wiederzusehen, und bleibe vielleicht bei ihnen, denn jetzt fesselt mich nichts mehr an Paris."

Sanscravate seufzt tief bei diesen Worten, er

wendet seine Blicke auf das Boulevard, als ob er Jemand dort suchte.

„Gut, Du gehst nächstes Frühjahr in Deine Heimath, und ich gebe Dir sogar das Geleite, wenn es Dir recht ist, ich erwarte Dich dann an der Barrière. Wenn Du Dich aber jetzt nicht ein wenig aufheiterst, so wirst Du so trocken und gelb wie Pergament; Du hast bereits abgenommen... Du siehst nicht mehr so frisch aus... — O! das ist mir jetzt gleichgültig!... ich will Niemand mehr gefallen!... — Man kann's nicht wissen! man kann's nicht wissen! man muß sich nie vernachläßigen! der Mann muß immer schön sein, er ist zum Verführen geschaffen. Sieh, ich will ein Beispiel anführen: es geht ihm gerade wie einem Pferde, welches nie gestriegelt würde... dann wäre es nicht mehr schön."

Sanscravate klopft auf seine Tasche und sagt: „Es ist allerdings richtig, daß ich hier zwölf Franken besitze, auf welche ich durchaus nicht mehr gerechnet habe. — „Die müssen durchgebracht sein! Du hast zwölf Franken und ich fünfzehn Sous, die schießen wir zusammen und lassen uns wohl sein! Bist Du dabei?"

Sanscravate weiß nicht, was er antworten soll, wie er sich aber umwendet, erblickt er Paul, dessen Augen auf ihm ruhen, dann steht er rasch auf, stößt mit dem Fuße sein Reff zurück, und ruft aus: „Ja! ja!... wir wollen lustig sein... zum Teufel mit der Arbeit!... Du hast Recht... während dessen

muß ich doch wenigstens gewisse Leute nicht sehen, die mir zuwider sind. Laß uns gehen, Johann Ficelle! es wird nicht gearbeitet, so lange wir noch Geld haben! — Bravo! das heißt vernünftig gesprochen... ich meine, ich sehe den großen Salomo vor mir!"

In einer Sekunde hat Johann die Reffe an ihren gewöhnlichen Aufbewahrungsort gethan, und hierauf entfernen sich die beiden Commissionäre Arm in Arm. Sanscravate wirft keinen Blick auf Paul, Johann Ficelle dagegen sieht den jungen Kameraden spöttisch an.

„Der arme Sanscravate," denkt Paul in seinem Sinne, als er die beiden Commissionäre sich von ihrem Platze und ihrer Arbeit entfernen sieht, „er läßt sich von Johann Ficelle verleiten, der am Ende einen schlechten Kerl aus ihm macht, wie er selbst einer ist."

Aber der junge Mann wendet seine Blicke bald von ihnen ab und richtet sie auf das ihm gegenüber befindliche Hofthor; er ist ganz betrübt, daß er Elina nicht herauskommen sieht, und denkt, was wohl auch die kleine Nätherin von ihm halten werde, weil sie ihn seit elf Tagen nicht auf seinem Platze gesehen habe.

Den ganzen Tag hindurch sieht Paul auf die Thüre des Hauses, wo Elina arbeitet; so oft er von einem Ausgange zurückkehrt, wartet er wieder und hofft, daß sie herauskommen werde, aber das junge Mädchen zeigt sich nicht.

Endlich bricht die Nacht herein und mit ihr kommt die Stunde, wo die Nätherinnen ihre Arbeit ver-

lassen dürfen, wenn sie nicht durch ein außerordentliches Geschäft zurückgehalten werden. Paul ist übrigens entschlossen, sich nicht zu entfernen, ehe er Elina gesehen habe und wenn er die ganze Nacht auf der Straße stehen bleiben müßte.

Einige Minuten vor neun Uhr kommt Elina endlich heraus, und obgleich es bereits dunkel ist, blickt sie doch nach Pauls gewöhnlichem Platze hin, da sie ihn aber nicht sieht, will sie ihre Schritte verdoppeln, um zu ihrer Tante heimzugehen. Allein bald ruft eine ihr wohlbekannte Stimme hinter ihr: „Sie laufen aber schnell, Fräulein... — Ah! Sie sind es, Herr Paul, Sie hätten mir beinahe Angst eingejagt, denn ich bin nicht daran gewöhnt, Sie zu sehen... und glaubte, Sie wären nicht da. — Schon seit heute Morgen... ich hoffte immer, Sie würden einen Augenblick herunterkommen... aber Sie ließen mich warten bis zum Abend... Ach dieser Tag ist mir lange geworden... — Wirklich, mein Herr?... ich habe auch seit elf Tagen oft geglaubt, Sie einmal wieder auf Ihrem Platze zu treffen. Jeden Morgen und jeden Abend kam ich etwas früher, um ein Bischen mit Ihnen plaudern zu können... aber... der Herr war nie da... ich war sogar einfältig genug, unter Tags hinauszufragen... weil ich Sie zu sehen hoffte... aber ich war schön angeführt... O! wahrhaftig, es war eine große Dummheit von mir, an Jemand zu denken... der nicht an mich denkt... denn wenn man an Jemand denkt, läßt man es nicht elf Tage ohne Nachricht von sich.“

Elina hat diese Worte sehr schnell und wie Jemand gesprochen, der seinen Zorn nicht erkalten lassen will. Paul hört sie, neben ihr hergehend, an, und entgegnet endlich mit einem Tone, der aus dem Grunde der Seele kommt: „Elina... können Sie wirklich glauben, daß ich Sie nicht mehr liebe?“

Das junge Mädchen geht langsamer, und es drückt sich bereits weniger Unmuth in ihrer Stimme aus, als sie erwiedert: „Ja, Herr Paul, das glaube ich... ich bin es sogar gewiß... seit elf Tagen nicht kommen, nicht einen Augenblick da sein, um mir nur ein kleines Wörtchen zu sagen... o! das ist abscheulich! — Glauben Sie denn, Fräulein Elina, diese Zeit sei mir nicht auch lange geworden! es habe mich nicht auch unglücklich gemacht, das Vergnügen... Sie zu sehen... und zu hören... Sie, die ich so unendlich liebe, Sie, die mein einziger Gedanke ist, zu entbehren?“

Elina bleibt stehen, und ihre Stimme ist durchaus nicht mehr zornig.

„Nun, Herr Paul... warum sind Sie — wenn das wahr ist — so lange weggeblieben? was haben Sie seit elf Tagen gethan... ach! mir ist es, als wären es Monate gewesen! — Glauben Sie mir, daß ein sehr wichtiger Umstand erforderlich war, mich zu vermögen, so lange von Ihnen entfernt zu bleiben... — Ein Umstand... das ist keine Antwort. Schnell! wo sind Sie in der Zeit gewesen... was haben Sie gethan?... Man hat mir gesagt, Sie seien eine geheimnißvolle Person, Sie betrieben

mehrere Gewerbe... ist das wahr?... Nein, Sie hätten es mir sonst gesagt. Man hat mir auch versichert, Sie hätten... die Geliebte Ihres Kameraden Sanscravate verführt? — O! nicht wahr, das haben Sie auch nicht geglaubt, Fräulein Elina? ich die Geliebte eines Kameraden, eines Freundes verführen... denn ich liebe Sanscravate, obgleich er im Rufe eines hitzigen, streitsüchtigen Menschen steht. Ich sah ihn einst sein ganzes Besitzthum, den Verdienst eines ganzen Tages, einer armen Mutter geben, die zwei Kinder auf ihren Armen trug, welche nur Lumpen zu ihrer Bedeckung hatten!... Und ein Mensch, der so etwas thut, ist nicht schlecht!... Ich ihm seine Geliebte verführen... ist das auch möglich?... — So sprach ich ebenfalls, als man mir es sagte: Ist das möglich! aber sie schienen mich auszulachen, als ich es nicht glauben wollte. — Wer? — Ihre Kameraden. — Haben Sie denn mit denselben gesprochen? — Mein Gott, ja... ich hätte es freilich nicht thun sollen... aber ich konnte es nicht länger aushalten... Da ich Sie nicht mehr sah, dachte ich bei mir: es muß ihm ein Unglück zugestoßen sein, oder er ist krank. Ach! es machte mir so viel Kummer."

Jetzt war bei dem jungen Mädchen von keinem Zorne mehr die Rede; Thränen standen in ihren Augen und sie schluchzte. Paul ergriff ihre Hand und drückte sie zärtlich.

„Wie glücklich bin ich," sagte er, „Sie lieben mich noch immer... Ach, dieser Augenblick entschädigt mich

für alle meine Leiden ... Und sagen können, ich liebe eine Andere als Sie! ... Elina, Sie werden es nicht glauben ... niemals sogar ... Bin ich, ein armer Commissionär, denn nicht schon überglücklich, daß Sie mich Ihrer Liebe würdig finden? was bliebe mir denn noch zu wünschen übrig? — Nun ja ... ich glaube, daß Sie mich lieben ... Ach, ich will nicht mehr böse sein; es thut so wehe, wenn man mit einem geliebten Gegenstande grollt ... Wie! lassen Sie sich einmal recht ansehen ... O, ich finde Sie aber bläßer, seit ich Sie nicht gesehen habe ... Sie sind magerer geworden ... waren Sie denn krank? — Nein, aber ich habe vieles Widerwärtige ausgestanden. — Sie haben mir immer noch nicht gesagt, was Sie während dieser elf Tage gethan haben? — Ich war ... bei einem sehr ... kranken ... Freunde, der nur mich zu seiner Pflege hatte und den ich deßhalb nicht verlassen durfte. — O, dann bin ich Ihnen nicht mehr gram. Sie haben mir aber noch nie etwas von diesem Freunde erzählt. — Weil ... ich ihn selten besuche ... und zwar nur, wenn er meiner bedarf. — Lügen Sie nicht! ... haben Sie keinem Andern die Geliebte verführt? — Ich dachte nur an Sie. — Ach, jetzt bin ich wieder glücklich! ... Ich hätte Ihnen so Vieles zu erzählen; wenn man aber beisammen ist, denkt man nicht mehr daran; das heißt, dann denkt man an so Mancherlei ... kurz, ich weiß gar nicht, wie es geschieht, ich habe meinen Kopf nicht recht beisammen! — Theure Elina! — Ach, warten Sie! ... es fällt mir ein ...

Ich habe nämlich bemerkt, daß ein Herr, ein junger Mann ... Sie erinnern sich ... einer von denen, welche uns verspotteten, als wir auf dem Hängeboden waren? — O ja, ich erinnere mich; welcher aber? — Ach, ein großer ... er ist nicht hübsch ... sieht frech und unverschämt aus. — Ich weiß schon, wen Sie meinen; das muß Herr Cölestin sein. — Nun, ich habe also bemerkt, daß er mir öfter, wenn ich von Madame Dumanchon nach Hause zurückkehrte, nachlief. Er ging dicht neben mir her, redete mich an und sprach eine Masse Zeug und Dummheiten an mich hin, von denen ich aber kein Wort mehr weiß, denn ich achtete nicht darauf, gab ihm nie eine Antwort und lief, damit ich sein Geschwätz nicht hören sollte, so schnell als möglich ... o, ich versichere Sie, er hat sich oft anstrengen müssen, um mir nur nachzukommen ... dann dachte ich stets: wenn Herr Paul bei mir wäre, würde man es nicht wagen, mich zu verfolgen, und ich müßte mich nicht vor diesem abscheulichen Menschen fürchten. — Arme Elina! Hat sich dieser Mensch erlaubt, Sie zu beleidigen? — Ich weiß nicht, was er sagte, ich gab ihm kein Gehör. Einmal wollte er mich beim Arme nehmen und zurückhalten; ich riß mich aber, während ich ihm zugleich einen Stoß gab, so schnell los, daß er ganz verblüfft mitten in der Straße stehen blieb. Endlich folgte er mir nicht mehr, und ich war bereits froh, als diesen Morgen ... — Diesen Morgen ... — Einer ihrer Kameraden ... nicht Sanscravate ... der andere ... — Johann Ficelle? —

Ja... als ich im Hause meiner Tante die Treppe herunterkam, vor der Thüre stand und zu mir sagte: Fräulein, mein Kamerad Paul möchte sie gern sprechen; er wartet bei einem Traiteur an der Straßenecke auf Sie... ich will Ihnen das Haus zeigen. — Der Elende! — Es kam mir sonderbar vor, doch glaubte ich, weil ich mich gestern bei Ihren Kameraden erkundigt hatte, er habe Sie in der That gesehen und Sie hätten ihn ersucht, mir dieses auszurichten. Ich folgte diesem Johann Ficelle, fragte ihn aber unterwegs, warum Paul nicht selber komme, was ihn abhalte, ob er krank sey? Hierauf erwiederte er mir mit süßlicher Miene bloß: Ich weiß es nicht, Mamsell; er hat mich aber dringend gebeten, Ihnen zu sagen, daß er Sie nothwendig sprechen müsse; weiter lautet mein Auftrag nicht. Endlich kommen wir vor das Haus eines Traiteurs und er sagt zu mir: Hier erwartet Sie mein Kamerad; gehen Sie nur ohne Furcht hinein, fragen Sie nach Paul und man wird Sie hinführen, wo er ist. — O, wie niederträchtig ist dieser Johann Ficelle!... er mag einem Manne, der Sie beschimpfen will, die Hand dazu bieten. Jetzt verstehe ich, was er gemeint hat, als er heute zu mir sagte: ich solle mich in Acht nehmen, man könnte mir auch meine Geliebte verführen... Ich legte gar keinen Werth auf diese Worte... Wie ging es weiter? — Nun, ich wollte bereits in's Haus hineingehen, da hielt mich irgend Etwas zurück. Die Frauenzimmer in unserm Magazine haben schon bisweilen von Orten gespro-

chen, an welche man sie unter irgend einem Vorwande habe verleiten wollen; ich denke also: wenn Herr Paul da drinnen ist, so wird es wohl genügen, wenn ich ihm sagen lasse, daß ich da sei; dann wird er gleich hinauskommen. Johann Ficelle war verschwunden; ich wartete, bis ein Kellner herauskam und sagte zu ihm: Wollen Sie so gut sein und dem Herrn Paul sagen, daß ich ihn hier unten erwarte. Der Kellner fängt an zu lachen und sagt: ich müsse hinaufgehen; als er aber sah, daß ich darauf beharrte, vor der Thüre stehen zu bleiben, entgegnete er mir: ich will es ausrichten, und nach einer Weile sah ich den jungen Mann herunterkommen, der mich immer verfolgt hatte. Sobald ich seiner ansichtig wurde, stieß ich einen Schrei aus; er wollte mich zurückhalten, aber ich war schon in aller Weite und dankte dem Himmel, daß ich nicht in's Haus hineingegangen war."

Die Wuth entflammte Pauls Blut, als er erfuhr, daß Johann Ficelle den Absichten eines Menschen diene, der es nur auf Elina's Verderben abgesehen hatte. Wenn sein Kamerad in diesem Augenblicke auf seinem Platze gewesen wäre, so hätte er Rechenschaft für dieses Betragen von ihm verlangt, denn er wäre gerade aufgelegt gewesen, ihm die Lust, die schändlichen Plane eines Verführers zu unterstützen, auf immer zu vertreiben. Aber Johann Ficelle und Sanscravate hatten sich seit dem Morgen nicht mehr gezeigt, und Paul war genöthigt, um Elina zu beruhigen, ihr das Versprechen zu ge-

ben, er wolle keine Händel mit seinem Kameraden anfangen.

„Die Gefahr ist jetzt ganz für mich vorüber!“ sagt Elina; „Johann Ficelle hat wahrscheinlich diesen Auftrag nur besorgt, um Geld zu verdienen. Es ist allerdings ein großes Unrecht, ein junges Mädchen zu betrügen, denn er wußte ganz wohl, daß Sie nicht nach mir schickten. Aber nicht alle Commissionäre sind ehrliche, zuverlässige Menschen; es ist ihr eigenes Unglück, wenn sie es nicht sind. Verachten Sie diesen Mann, aber lassen Sie sich in keine Streitigkeit mit ihm ein, sonst sage ich Ihnen nicht mehr, was mir begegnet. — Es sei, ich will gehorchen. — So ist es recht. Seien Sie nur Morgens, wenn ich an mein Geschäft gehe, und Abends, wenn ich zur Tante zurückkehre, immer in meiner Nähe; seien Sie mein Schutzgeist, mein leitender Engel, dann werde ich nichts zu befürchten haben und es wird mich sicher Niemand mehr zu einem Traiteur führen wollen. — Immer in Ihrer Nähe sein zu können, ist mein höchster Wunsch!... aber bisweilen... — Hält Sie Ihre Arbeit ab... das begreife ich schon. Sorgen Sie nur so viel als möglich dafür, daß Sie Abends und Morgens frei sind. Ist es denn nicht genug, wenn man den ganzen Tag hindurch schafft? — Und wenn man Sie in irgend ein unbekanntes Haus verlocken will, so folgen Sie nie! — Seien Sie beruhigt; ich werde an den Traiteur denken... Aber wenn Sie das Gesicht dieses Herrn gesehen hätten, als ich ihm durchging, o! dann hätten Sie

sich halbtodt lachen müssen. Aber, mein Gott, es muß schon spät sein ... wir plaudern schon so lange ... — Ach, ich meine, es sei erst ein Augenblick! — O, ich langweile mich auch nicht dabei, im Gegentheil! Aber meine Tante wird mich fragen, warum ich so spät komme ... Wissen Sie, wie viel Uhr es ist, Herr Paul? — Ich habe keine Uhr, Fräulein. — Ich auch nicht. Ach, wir können im Vorbeigehen zu dem Uhrmacher hineinsehen ... Sehen Sie, beinahe elf Uhr und ich habe Ihnen noch so viel zu erzählen. — Ich auch. — Also Morgen wieder ... Da sind wir schon an unserm Hause ... Adieu, auf Morgen! — Auf Morgen! — Ich will mich während dessen besinnen, was ich Ihnen als noch zu sagen habe."

Die beiden Liebenden verlassen sich mit Bedauern, daß sie nicht noch länger mit einander plaudern können. Das ist, so lange man sich liebt, immer der Fall; denn von dem Augenblicke an, wo man sich nichts mehr zu sagen hat, empfindet man weit weniger Vergnügen, sich zu sehen.

Fünftes Kapitel.

Zwei Nebenbuhler.

Es schlug elf Uhr Nachts. Madame Baldimer, welche mit außerordentlicher Koketterie gekleidet und frisirt war, saß schon lange in ihrem Boudoir, aber

Ungeduld, Unruhe und Aerger leuchteten aus ihren Blicken. Alle Augenblicke stand sie auf, ging heftig bewegt im Zimmer auf und ab, horchte, ob unten nicht geläutet werde und sah dann wieder auf ihre Uhr. Zum dritten Male zog sie an der Klingelschnur und die Kammerfrau trat ein.

„Ist Niemand gekommen, Rosa? — Nein, Madame. — Das ist unbegreiflich! Ich habe ihn auf zehn Uhr bestellt und es ist bereits elf! ... Er ist sonst immer so eifrig, so pünktlich ... ich begreife es durchaus nicht! Wäre er glücklich in seiner Liebe, so könnte ich mir es eher erklären, wenn er sich nicht bei einem Rendezvous einfände. So lange uns aber ein Mann nicht besiegt hat, so lange ist er unser Sklave. Wäre wohl Albert nicht wie die Andern? — Herrn Albert Vermoncey erwartet Madame heut Abend? — Ei freilich! — Wenn aber der Graf Dalhborne auch käme? — Nun, dann lassen Sie ihn eintreten! — Auch wenn Herr Albert da ist? — Natürlich! ... Mein Gott, wie dumm sind Sie!“

Die Zofe entfernt sich wieder. Madame Baldimer wirft sich auf einen Divan; sie heftet ihre Augen fortwährend auf die Wanduhr, und je mehr der Zeiger vorrückt, desto ernster, düsterer sogar wird der Ausdruck ihrer Züge; man hätte meinen können, sie sehe mit der Zeit, die verstrich, alle Plane, welche sie geschmiedet hatte, in ein Nichts zerfallen.

Plötzlich läßt sich die Glocke hören; die schöne Amerikanerin macht eine beinahe convulsivische Bewegung, indem sie ausruft: „Er kommt!“ und der

Ausdruck des Vergnügens und des Triumphes tritt augenblicklich auf ihr Gesicht.

Fast in demselben Momente geht die Thüre auf. Die Kammerfrau meldet Herrn Albert Vermoncey und der junge Mann tritt hocherfreut in's Boudoir ein.

„Da bin ich endlich!“ ruft er aus. „Ach, nicht ohne Mühe ist es mir gelungen, und ich habe bereits gefürchtet, Madame, daß es mir heute Abend nicht mehr vergönnt sein werde, das Glück Ihres Anblickes und der süßen Unterhaltung, nach welcher ich mich so sehr sehnte, genießen zu können! — Ei, mein Gott, Herr Vermoncey, was ist Ihnen denn begegnet?... ich erwarte Sie schon seit zehn Uhr. Kaum bin ich vom Lande zurückgekehrt, beeile ich mich, Sie davon zu benachrichtigen; ich gehe sogar so weit, Ihnen zu schreiben, daß ich Sie heute Abend bei mir zu sehen wünsche... Ich glaubte Ihnen einen großen Gefallen dadurch zu erweisen ... statt dessen kommt der Herr nicht... Ich hatte vielleicht Unrecht, Sie um ihren Besuch zu bitten, ich störe Sie in Ihren Vergnügungen. — O, sagen Sie so etwas nicht! Hören Sie mich lieber an!... Stellen Sie sich eine ganz sonderbare Geschichte vor: ich komme von der Wache! — Von der Wache! Was haben Sie dort gethan? — Ich und drei meiner Freunde beabsichtigten einen Scherz mit einem jungen Manne und erwarteten ihn zu diesem Zwecke auf dem Platze des Italiens. Da er Jemand fünfhundert Franken schuldig ist, dem er eine Olive in Versatz gegeben hat (es ist eine Spielschuld), sollten wir,

sobald er sich zeigte, Alle zugleich auf ihn zugehen und diese Summe von ihm verlangen. Aber Einer von uns, der im höchsten Grade zerstreut ist, täuscht sich und arretirt einen ehrlichen Bürgersmann, der an ihm vorbeiging, um ein Gegenbillet in die komische Oper zu kaufen. Der Bürger fürchtet sich und schreit: Diebe! Wir eilen herbei, die Wache ebenfalls; kurz, man führt uns alle Viere auf die Theaterwache und ich glaube, daß wir hätten die ganze Nacht in der Geige zubringen müssen, wenn nicht ein Stabsoffizier, ein Freund meines Vaters, vorbei gegangen wäre und für uns gehaftet hätte. Dann hat man endlich doch geglaubt, daß wir keine Diebe seien und uns somit wieder in Freiheit gesetzt."

Madame Baldimer lacht herzlich über das Abenteuer auf dem Platze des Italiens. Albert holt Etwas, was er bei seinem Eintritt auf ein Möbel gelegt hat, nimmt diesen Gegenstand und legt ihn nun auf den Schoß der schönen Wittwe.

„Hier!" sagt er; „ist das nicht das Tuch, welches Sie sich wünschten?"

Madame Baldimer macht das Papier auf, in welches ein prachtvoller Caschemir eingewickelt ist. Ihr Antlitz strahlt vor Freude und sie blickt den jungen Mann mit einem reizenden Lächeln an, indem sie flüstert: „Sie sind aber wahrhaftig allzu galant, das ist zu schön!... Ich kann ein Geschenk von so hohem Werthe nicht annehmen. — Sie haben ja auch den wunderschönen Fächer von dem Grafen Dalhborne angenommen! — Der Fächer ist von weit ge-

ringerem Werthe... Man wird mir nachsagen, ich verleite sie zu Thorheiten... — O, um den Preis Ihrer Liebe wäre ich zu Allem fähig."

Madame Baldimer gibt keine Antwort; sie überläßt aber Albert ihre Hand, die er mit Küssen bedeckt. Er will sie um die Taille fassen, sie stößt ihn jedoch sanft zurück und fragt: „Wie konnten Sie es aber wissen, daß ich mir gerade diesen Shawl wünschte? — Haben Sie nicht gesagt, Sie wünschen sich den nämlichen, wie der, welchen Madame Plays an der Soirée des Grafen Dalhborne angehabt habe? — Ja, in der That... ich erinnere mich... — Nun, ich besuchte Madame Plays und bat Sie, mir den schönen Caschemir zu zeigen, welchen sie an jenem Abend getragen habe. — Ich war der Meinung, Sie seien mit dieser Dame entzweit? — Ich habe ihr einen Blumenstrauß gebracht und sie hat mir verziehen. — Nichts als einen Blumenstrauß? — Ja. — Hm! ich hätte geglaubt, der Shawl käme Sie etwas theurer zu stehen... — Sie irren sich. — Die arme Herminie!... Wenn sie wüßte, daß sie Ihren Besuch bloß der Absicht zu verdanken hätte, daß Sie ihren Shawl sehen wollten, um mir den nämlichen zu kaufen!... Ha, ha, ha!... dann wäre sie wüthend!... Wie niederträchtig doch die Männer sind, nicht wahr? — Man ist zuweilen dazu genöthigt. — Ha, ha! Ich werde mir den Spaß machen, sie mit meinem Caschemir zu besuchen... sie war so stolz auf den ihrigen... das wird sie niederschmettern!"

Madame Baldimer lacht immer. Albert will das

Gespräch auf einen zärtlichern Gegenstand bringen, und da gewöhnlich eine Frau, während sie lacht, nicht strenge ist, so sucht er den Ausbruch von Heiterkeit, dem sich die schöne Amerikanerin überläßt, zu gewissen Versuchen zu benutzen, die ihn, wie er hoffte, zu einem vollständigen Siege führen sollten; aber trotz des Lachens vertheidigte sich die Angegriffene mit einer Gewandtheit, welche durchaus kein zur Hingebung bereitwilliges Herz andeutet.

Albert fand bereits, daß Madame Valdimer seine Qual zu sehr in die Länge ziehe, als die Glocke von Neuem ertönte.

„Wer kann denn noch so spät kommen?“ ruft Albert aus; „es ist beinahe Mitternacht und ich habe geglaubt, Sie nehmen heute außer dem meinigen keinen Besuch an. — Ich erwarte auch in der That keinen, wenn es nicht der Graf Dalhborne ist... Dieser Mann belästigt mich ohne Unterlaß mit seiner Galanterie... er wird meine Rückkehr erfahren haben und eilt jetzt herbei... — Man macht aber um diese Stunde keinen Besuch bei einem Frauenzimmer, außer man steht sehr genau mit ihr... — Ach, mein Herr, dieser Verdacht... — Nehmen Sie ihn nicht an, wenn's der Graf ist... schicken Sie ihn wieder fort!“

Ehe Madame Valdimer Zeit hat, Antwort zu geben, meldet die Kammerfrau den Grafen Dalhborne und dieser tritt augenblicklich darauf ein.

Alberts Gesichtszüge ziehen sich zusammen. Madame Valdimer lächelt anmuthig gegen den Grafen,

und dieser grüßt mit seiner gewöhnlichen Kälte und Abgemessenheit; dann drückt er einen Kuß auf die Hand der schönen Dame und setzt sich neben sie, als ob Albert gar nicht zugegen wäre.

Der junge Mann zerreißt zum Zeitvertreibe seine Handschuhe und denkt dabei: So kann es nicht fortgehen. Ich habe den Caschemir für fünftausend Franken nicht hergegeben, um diesen Herrn da zu sehen.

Madame Baldimer spricht anfangs über allgemeine Dinge, womit man meistens ein Gespräch anzuknüpfen sucht.

Der Schwede antwortet mit seiner gewöhnlichen Einsilbigkeit.

Albert spricht kein Wort.

Endlich zieht der Graf in einem Augenblick, wo Alles schweigt, ein Sammtetui aus der Tasche und überreicht es Madame Baldimer mit den Worten: „Hier ist ein Spielzeug, welches den Fächer ersetzen soll... es ist nicht so zerbrechlich.“

Die Dame macht das Etui auf und erblickt eine prachtvolle Lorgnette von blendend schöner Arbeit; sie stößt einen Schrei der Bewunderung aus, nimmt die Lorgnette aus dem Etui heraus, zeigt sie Albert und fragt: „Haben Sie je so etwas Zierliches gesehen?“

Albert denkt in diesem Momente: Dieses Weib scheint mich für Narren zu halten! Indessen thut er sich Gewalt an und ruft, während er die Lorgnette betrachtet, mit einer Begeisterung, die an Spott grenzt, aus: „O, das ist herrlich!... Mein Gott,

wie schön! ... Ich möchte nur wissen, wo der Herr die schönen Sachen herbringt!"

Der Schwede beißt sich in die Lippen und schweigt.

Madame Baldimer macht noch große Lobeserhebungen über die Lorgnette und Albert denkt, nach dem Caschemir hinblickend, den man auf einem Lehnstuhl hat liegen lassen, bei sich selbst: Ach, wie dumm sind doch die Männer oft!

Die Unterhaltung ist übrigens nicht lebhaft. Madame Baldimer gibt sich nur noch unbedeutende Mühe, dieselbe zu heben. Der Schwede spricht höchstens ein oder zwei Worte auf einmal, und Albert ruft bloß bisweilen aus: „Mein Gott, welche Lorgnette!... sie ist blendend schön!..."

Dann macht der Graf eine kleine, kaum merkliche Grimasse und wirft einen verstohlenen Blick auf den jungen Mann.

Es hat schon lange Mitternacht geschlagen. Die Herren scheinen eben so wenig geneigt, sich gegenseitig den Platz zu räumen, als an dem Tage des Fächers. Plötzlich erhebt sich aber Madame Baldimer zuerst mit den Worten: „Meine Herren, es ist sehr spät; ich will mich zur Ruhe legen und wünsche Ihnen eine gute Nacht!"

Die beiden Männer standen auf, sich zu empfehlen.

Indem die schöne Amerikanerin Albert bittet, ihr den Caschemir zu geben, der auf einem Lehnstuhl liegt, raunt sie ihm leise in's Ohr: „Dieser Mann ist mir unerträglich! Suchen Sie mich doch von ihm zu befreien."

Bayerische Staatsbibliothek München

Albert verbeugt sich schweigend.

Während aber Madame Baldimer an dem Grafen vorbeigeht, flüstert sie ihm zu: „Dieser junge Mann belästigt mich unaufhörlich! Schaffen Sie ein Mittel, mich seiner zu entledigen."

Der Schwede macht eine tiefe Verbeugung.

Die schöne Amerikanerin hat sich entfernt. Die beiden Herren befinden sich noch in dem Boudoir und denken über die Worte nach, welche ihnen die Dame zugeflüstert hat. Dann betrachten sie sich bisweilen gegenseitig: Albert den Grafen mit höhnischer Miene und dieser mit gerunzelter Stirne.

Nachdem auf solche Weise einige Minuten verstrichen sind, entschließt sich der Schwede, zuerst zu sprechen; er nähert sich Albert und sagt mit einem sehr ceremoniellen Tone zu ihm: „Mein Herr! es ist mir vorgekommen, als ob Sie sich über die Lorgnette, welche ich Madame Baldimer verehrte, lustig gemacht hätten. — Meiner Treu, so ist es!" entgegnet heiter der junge Mann; „sehen Sie, dieser Grund genügt so wohl als ein anderer. Ich glaube, wir verstehen Beide, wo wir hinaus wollen! — Vollkommen, mein Herr!... Wollen Sie mir gefälligst Ihre Stunde auf morgen angeben? — Nicht gar zu früh, wenn es Ihnen einerlei ist; ich stehe so ungern auf. — Nun, also um zehn Uhr? — Es sei; um zehn Uhr beim Saint-Mandé-Thor. Dort findet man ganz angenehme, einsame Stellen; es ist auch nicht so gewöhnlich, wie das Boulogner Wäldchen. Ist es Ihnen recht? — Allerdings, und

auf welche Waffen? — Das hängt von Ihnen ab; mir ist es einerlei. — Also auf Pistolen! — Pistolen! es bleibt dabei. — Ich werde einen Sekundanten mitbringen; ich denke, das sei nach hiesiger Sitte genug. — Man hat das Recht, zweie zu wählen; aber, wie Sie sagen, es ist genug an einem. — Auf morgen also! — Auf morgen, Herr Graf! Jetzt, denke ich jedoch, hält uns nichts mehr hier zurück."

Der Schwede empfiehlt sich mit fast liebenswürdiger Miene; dann macht er die Thüre auf und steht stille, um gegen Albert die Höflichkeit zu beobachten, ihn zuerst hinauszulassen; dieser thut es aber nicht. Endlich geht nach einem längern ceremoniellen Streite der Graf voran und die Herren befinden sich bald unten an der Treppe.

Der Portier war eingeschlafen; so lange er die Hausthüre aufmacht, zieht Albert ein niedliches Cigarrentäschchen aus dem Sacke und nimmt eine Cigarre heraus.

„Ich bin gewöhnt," sagt er, „alle Abend vor Schlafengehen eine Cigarre zu rauchen. — Ach, es ärgert mich," murmelt der Graf, „ich habe meine Cigarren vergessen und ich rauche Abends auch sehr gerne beim Nachhausegehen. — Dann erlauben Sie mir vielleicht, Herr Graf, Ihnen eine anzubieten!" sagt Albert, dem Schweden sein Cigarrenetui hinhaltend; „suchen Sie eine heraus. Ich stehe Ihnen übrigens dafür, daß Sie zufrieden sein werden, denn sie sind vortrefflich."

Herr von Dalhborne verneigt sich und nimmt eine

Cigarre. Unterdessen hat der Pförtner das Haus aufgemacht und Albert zündet seine Havanna an der Lampe in des Portiers Loge an. Auf der Straße bemerkt der junge Mann, daß sein Nebenbuhler noch nicht angezündet hat; er beugt sich also gegen diesen vor und hält ihm seine brennende Cigarrenspitze hin: der Graf zündet die seinige an, dann verabschieden sich die Herren gegenseitig auf das Höflichste und sagen noch zu einander: „Also morgen... — Um zehn Uhr... — Beim Saint-Mandé-Thor!"

Sechstes Kapitel.

Tobias als Ritter.

Tobias hatte sich mit der Ueberzeugung von Bastringuetten entfernt, daß die Dame, welche ihn morgen Abend sprechen wolle, keine andere sein könne als die, mit welcher er in den elysäischen Feldern gewesen sei. Er nahm sich vor, recht pünktlich beim Rendezvous einzutreffen und seine Dame nicht mehr in ein Privatzimmerchen zu führen, dessen Aussicht auf eine Marktschreierbude hinausgehe.

Den ganzen Tag, ehe es Zeit zum Stelldichein auf dem Platze des Italiens ist, bringt der junge Mann mit seiner Toilette, mit Frisiren, Pomadisiren und Parfümiren zu.

Heute, spricht er bei sich, soll mir die wollüstige Plays nicht entgehen! Da sie mich übrigens selbst zu einem Rendezvous einladet, läßt sich nicht voraus-

setzen, daß sie allzu grausam sein will. An ihr habe ich eine Geliebte, wie ich mir sie wünsche. Sie ist eine reiche Frau und man sagt, sie sei für einen Mann, den sie liebe, Alles fähig. Wenn sie vielleicht meine Olive bei Herrn Varinet einlösen möchte? Warum sollte ich es nicht gestatten, bis mir meine Tante Abraham einen Antheil an ihrem Geschäfte gewährt. Wohlan! ich bin gerade heute zum Lieben aufgelegt.

Der Abend ist gekommen. Tobias, der, seit ihm ein Liebesglück bevorsteht, weniger furchtsam ist, geht in der Dämmerung fort. Es ist erst halb neun Uhr und er lenkt seine Schritte langsam dem Platze des Italiens zu, als ihm mit einem Male an der Ecke der Montblanc-Straße die Gestalt einer Dame auffällt, welche vollkommen der Person gleicht, mit der er zusammenzutreffen gedenkt; er läuft etwas schneller, holt die Dame ein und erkennt in der That die schöne Herminie. Er nähert sich ihr, bietet ihr den Arm an und spricht: „Ich bin eben auf dem Wege zum Rendezvous ... ein Beweis meines Eifers, es ist noch nicht neun Uhr. Allein ich sehe, daß uns Beiden gleich viel daran gelegen ist!"

Madame Plays macht eine Bewegung des Erstaunens, als sie sieht, daß ihr ein Herr den Arm anbietet; wie sie aber Pigeonnier erkennt, ruft sie aus: „Ei, Sie sind es, mein Herr! ... Wollen Sie abermals die Stelle Ihres Freundes, dieses unverschämten Albert, vertreten! ... Ach, das ist doch ein Ungeheuer, dieser junge Mann! ... den verabscheue

ich! — Nein, Madame, ich komme für mich selbst! Ich wollte zum Paté des Italiens gehen... Sie wissen es ja. — Wie weiß ich es! Was will ich davon, wo Sie hingehen! — Verstehen Sie mich denn nicht?... Ich sage ja, ich wollte mich zur bestimmten Stunde beim Paté des Italiens einfinden... — Ach, wie langweilig sind Sie mit ihrem Paté, Herr Pigeonnier! Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen. — Wie, Madame, haben Sie mir denn nicht auf heute Abend um neun Uhr ein Rendezvous gegeben? — Ich... ein Rendezvous!... Sie sind wohl närrisch, mein Herr!... Ich habe Ihnen nie ein Rendezvous gegeben!"

Tobias ist vernichtet; er sieht ein, daß er falsche Hoffnungen genährt hat. Da er aber dessenungeachtet dieses Zusammentreffen mit Madame Plays zu seinem Vortheil benutzen will, fährt er fort: „Man hat mir gesagt, eine schöne Dame wünsche mich zu sprechen, mir dieselbe so reizend geschildert, daß ich glauben mußte, Sie seien es, und trotz der etwas rohen Manier, womit Sie mich, als ich das letzte Mal mit Ihnen zusammentraf, behandelt haben, machte mich doch der Gedanke, wieder mit Ihnen zusammenzukommen, überglücklich!"

Madame Plays war nie ganz unempfindlich gegen eine Artigkeit. Sie konnte sich des Lachens nicht enthalten, als sie den dicken jungen Mann anblickte; dann versetzte sie aber mit unwilliger Miene: „Ach, Ihnen bin ich nicht böse, sondern diesem Ungeheuer, diesem Undankbaren!... Glauben Sie wohl, daß er

sich noch einmal über mich lustig gemacht hat? — Wer? — Albert, Ihr Freund, Herr Tobias! — Albert!... aha, ich habe ihn schon lange nicht mehr gesehen. — Wohlan! Ich habe ihn wiedergesehen, mir ist dieses Glück zu Theil geworden... Ach, ich wollte ihn zuerst nicht vorlassen, ich nahm seinen Besuch nicht an... und ohne den Dummkopf, den Plays... — Ich wäre sehr neugierig, diese Anekdote zu erfahren! — Nun, ich will Ihren Arm annehmen und sie Ihnen erzählen. — Ach, wie liebenswürdig sind Sie! — Und vielleicht sogar... — Vielleicht... o vollenden Sie, himmlisches Weib... — Vor allen Dingen sage ich Ihnen, daß ich mich an Albert rächen will, und ich weiß nicht, was ich einem Manne bewilligen würde, wenn er mein Rächer wäre! — O Gott!... Sie eröffnen mir den Himmel, den Olymp!... Ich werde Sie rächen und wieder rächen... ich gelobe es Ihnen... Sie sollen sehen, wie gut ich rächen kann! — Genug! Gott, wie leichtsinnig sind Sie!... Sie denken gleich an Dinge... — Woran soll man denn denken, wenn man bei einer schönen Frau ist?... An's Kaffeebrennen! — Ja, Herr Tobias, ja, ich habe Albert wiedergesehen!... Vor vier Tagen erscheint er bei mir, man verweigert ihm den Eintritt... ich wollte seine Besuche nicht mehr annehmen... Was thut er? er geht zu meinem Manne, setzt sich zu ihm in sein Arbeitszimmer... mein Mann ist so gutmüthig... nimmt ihn also höflich auf. Ich komme zufällig hinüber und treffe ihn dort mit einem wunderschönen

Blumensträuße. Er blickt mich so reumüthig an, daß ich schwach genug bin, mich rühren zu lassen ... kurz, ich gebe es endlich zu, daß er mir in mein Boudoir folgt; dort sagt er mir einige schmeichelhafte Worte ... nichts von Bedeutung ... und ersucht mich dann, ihm den wunderschönen Caschemir zu zeigen, den ich bei der Soirée des Grafen Dalhborne um den Hals gehabt habe; dieser Laune willfahre ich. Dann entfernt sich der Herr wieder, nachdem er mir ein Rendezvous auf den folgenden Tag gegeben hat, ein Rendezvous, bei dem er sich umsonst erwarten ließ! — Das ist niederträchtig! — Das ist aber noch nicht Alles! ... Ich habe erfahren, daß er den einzigen Caschemir, welcher dem meinigen gleich ist, wahrscheinlich zu einem Geschenke für irgend eine Dame, die mich um den meinigen beneidete, gekauft hat... Also ist er nur zu mir gekommen, um meinen Shawl zu sehen! ... Seither habe ich ihm bereits sechs Mal geschrieben: er ist aber weder wieder gekommen, noch hat er mich einer Antwort gewürdigt! — Das ist ein schmähliches Betragen! — Sagen Sie lieber: ein recht bübisches! — Ich habe nicht gewagt, es zu sagen, aber ich habe es gedacht. Gegen Sie, eine so anbetungswürdige Frau ... Und was den Brief von letzthin betrifft, so habe ich ihn nicht gelesen; ich habe Ihnen denselben mit blindem Vertrauen überliefert ... Wenn ich gewußt hätte, daß er so unpassende Dinge enthielte, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich ihn nicht abgegeben hätte. — Ich glaube Ihnen. Kommen

wir aber wieder auf meinen Shawl zurück... Einen ähnlichen für irgend eine Andere zu kaufen... mir ein Rendezvous zu geben und nicht zu kommen ... und auf keinen meiner Briefe eine Antwort zu schicken... o, das ist zu arg!... Ich bin beschimpft! das heißt, es muß Blut für mich fließen, Herr Tobias!... und in Ermanglung eines Bessern hätte ich mich an meinen Mann gewendet und ihn so lange aufgereizt, bis er sich mit Albert geschlagen hätte. Ja, er hätte sich geschlagen, denn er thut Alles, was ich will! Aber genau betrachtet ist es mir lieber, wenn mich ein Anderer rächt... es ist pikanter... und da Sie sich anbieten, nehme ich es an!"

Tobias ist etwas verlegen: er hatte nicht vorausgesetzt, daß Madame Plays verlangen würde, er solle sich mit Albert duelliren; er hatte an keine so ernsthafte Rache gedacht und befürchtete, sich zu weit eingelassen zu haben.

Die große Dame bemerkt seine Unentschlossenheit und ruft aus: „Sie zögern!... Sie sind keinen Blick von mir würdig!... Lassen Sie meinen Arm los, Herr Pigeonnier, und sprechen Sie nie wieder ein Wort mit mir! Sehen Sie mich nie mehr an; ich kenne Sie nicht mehr! — Nein, nein, ich zögere nicht!" entgegnet Tobias, sie am Arme festhaltend, „ich will mich mit Albert schlagen, weil es Ihnen Spaß macht! — Das lasse ich mir gefallen... Sie müssen ihn tödten! — Ich kann Ihnen nicht bestimmt versprechen, daß ich ihn gerade tödten werde; aber ich will mein Möglichstes thun. — Sie müssen ihn

jedenfalls verwunden und mir ein Ohr von ihm zurückbringen! — Ach, wirklich, ein Ohr!... ich meine, ich könnte Ihnen etwas Besseres von ihm bringen! — Kurz, ein Siegespfand. — Ich bringe Ihnen eines, ich verspreche es Ihnen. — Dann sollen Sie mein Ritter sein. — Kann ich es nicht gleich sein... ich verlange nichts als Ihre Liebe... — Wenn Sie Albert besiegt haben. — So geben Sie mir wenigstens den Ritterkuß... — Was fällt Ihnen ein, auf dem Boulevard! — Wir können einen Wagen nehmen... man kann prächtig in einem Wagen zum Ritter geschlagen werden!... Einer meiner Freunde wurde sogar in einer Citadine unter die Freimaurer aufgenommen. — Nein, Herr Tobias, nein! Ich fahre noch nicht mit Ihnen!... O, ich kenne Sie! Sie sind zu gefährlich... Wenn Sie mich gerächt haben, ist es etwas Anderes; dann bin ich Ihnen allerdings eine Belohnung schuldig. — Ach Gott, wäre ich doch schon so weit!... — Es hängt nur von Ihnen ab, so wird es bald geschehen. — O, ich stehe Ihnen dafür, es soll nicht lange dauern. Ich will mich gleich auf Alberts Spur legen und Sie sollen in Kurzem Nachricht von mir erhalten... Entweder falle ich oder Sie werden gerächt! — Bravo!... Sie sprechen voll Geist!... Ich erwarte, daß Sie mir dann das Resultat Ihres Duells mittheilen, denn an Ihrem Siege zweifle ich keinen Augenblick. Zu diesem Ende gehen Sie die kleine Treppe hinten im Hofe in's erste Stockwerk hinauf, um in mein Boudoir zu gelangen; dort sagen Sie zu meiner

Kammerjungfer nur: ich bin Tobias, und sie wird Sie einführen. — Ach! ich falle auf der Schwelle Ihres Boudoirs vor Freuden in Ohnmacht! — Ich denke, es wird dann weit vernünftiger sein, wenn Sie hereinkommen. — Das werde ich, anbetungswürdige Frau! das werde ich, und so lange bleiben, bis Sie mich zur Thüre hinausjagen! — Jetzt, Adieu, ich gehe. Ich will einen Wagen nehmen und den Abend bei einer meiner Freundinnen zubringen. — Erlauben Sie nicht, daß ich Sie begleite? — Nein, leben Sie wohl."

Madame Plays hat sich entfernt, und Tobias, der nicht mehr an das Rendezvous auf dem Platze des Italiens denkt, geht nach Hause zurück.

Ich werde mich sicherlich nicht mit Albert schlagen, spricht er bei sich, ich fühle nicht die mindeste Lust dazu, außerdem habe ich ihn viel zu gerne, als daß ich mich mit ihm duelliren möchte. Aber ich will ihm mein Zusammentreffen mit der Madame Plays und den Vorschlag, den sie mir gemacht hat, erzählen. Albert ist ein guter Kerl, er scherzt gern, er wird schon ein Mittel ersinnen, wodurch ich ihr weiß machen kann, daß wir uns geschlagen hätten. Ach! aber meine Olive! nun, ich bin sie ja ihm nicht schuldig; ich sage eben, Varinet habe sein Geld noch nicht verlangt.

Am folgenden Morgen schlug es eben neun Uhr, als Tobias vor Alberts Thüre erschien und den Bedienten fragte: ob man seinen Freund sprechen könne.

Der Diener führt Tobias in das Schlafzimmer, wo der junge Vermoncey noch schlief.

„Ich bin es, mein lieber Albert," spricht Pigeonnier ganz laut, „wenn Sie gerne noch länger schlafen wollen, so lassen Sie sich nicht stören, dann gehe ich wieder. — Ei, Sie sind es, Tobias! wo Teufels kommen Sie denn her? — Von Hause. — Warum sind Sie denn gestern Abend nicht auf den Platz des Italiens gekommen, wo man Sie erwartet hat? — Bah! woher wissen Sie das? — Parbleu! Mouillot, Balivan, Cölestin und ich haben Sie ja durch Bastringuette zu diesem Rendezvous bestellen lassen. — Wirklich! — Wir wollten Ihnen einen Streich spielen, und wurden dann arretirt und auf die Wache gebracht. — Ha! ha! ha! köstlich! herrlich!"

Der kleine junge Mann lacht sich in einem Lehnstuhle fast zu Tode.

„Ei! warum kommen Sie denn so früh zu mir, wollen Sie Ihr Pfand einlösen? Sie wissen vielleicht nicht, wo Varinet wohnt? — Das ist nicht der Grund, mein Freund, sondern ein anderer; ich muß Sie bitten, mir einen Dienst zu erweisen. — Sie wollen fünfhundert Franken von mir entlehnen. — Deßhalb bin ich zwar auch nicht gekommen, wenn Sie mir sie aber leihen können, so ist es mir in diesem Augenblick eine große Gefälligkeit. — Nun, weßhalb wecken Sie mich denn so früh auf? — Vor allen Dingen, mein Freund, ist es nicht mehr frühe, sondern spät, und ich würde Sie nicht aufgeweckt haben, wenn Ihr Bedienter nicht gesagt hätte, Sie

hätten diesen Morgen Etwas vor. — Ach! mein Gott!" ruft Albert, in die Höhe fahrend, aus, „Sie erinnern mich daran! Wie viel Uhr ist es denn? — Ungefähr ein Viertel auf zehn Uhr. — O! dann habe ich keine Zeit zu verlieren, ich duellire mich diesen Morgen um zehn Uhr, schnell heraus! — Wie! Sie duelliren sich?" fragt Tobias, einige Schritte zurückweichend. „Nein!" fährt er fort, weil er der Meinung ist, Albert sei von den Absichten der Madame Plays unterrichtet, „nein, mein Albert, Sie duelliren sich nicht, es ist nicht der Mühe werth... es soll bloß ein scheinbares Duell sein. — Was Teufels leiern Sie mir da vor; ist Ihnen die Veranlassung meines Duells mit dem Grafen Dalhborne bekannt? — Mit dem Grafen Dalhborne, ach! mit dem duelliren Sie sich? — Freilich."

Tobias athmet etwas freier, er fährt mit der Hand durch die Haare und entgegnet: „Nein, diese Geschichte ist mir nicht bekannt, ich verwechselte sie mit einer andern. Denken Sie sich, Madame Plays, welche ich gestern Abend begegnete, will durchaus haben, ich soll mich mit Ihnen schlagen. — O! für Madame Plays, das ist etwas Anderes! armes Weib! ... und was haben Sie ihr geantwortet? — Ich habe ihr versprochen, Sie zu tödten. — Ganz gut, hören Sie mich an, das läßt sich machen: wenn mich der Graf erschießt, so sagen Sie zu der schönen Plays, Sie hätten mich getödtet. — Ach! warum nicht gar! der arme Albert... ich wäre untröstlich. Wollen Sie sich wirklich schlagen? — Ganz gewiß. Ei, Parbleu!

da Sie gerade da sind, können Sie mein Sekundant sein, denn ich habe keine Zeit mehr, einen zu suchen. — Ihr Sekundant! — Sie werden mir es hoffentlich nicht abschlagen? — Mein Freund, ich kenne mich, wenn Sie verwundet würden, würde es mir übel... — Schwatzen Sie kein solches Zeug, derlei Schwachheiten muß man überwinden. Sie sind mein Sekundant, ich leihe Ihnen dagegen fünfhundert Franken, und erlaube Ihnen zu Madame Plays zu sagen, Sie hätten mich besiegt, verwundet, getödtet, oder was Sie wollen. — Ich kann es Ihnen nicht abschlagen. Ich opfere mich auf und will Ihr Sekundant sein. Frühstückt man? — Ich glaube nicht, aber nachher hindert uns, wenn ich Sieger bin, nichts daran."

Während dieses Gespräches hat sich Albert angezogen, er nimmt seinen Pistolenkasten, läßt ein Cabriolet vor das Haus fahren und steigt mit Tobias, der außerordentlich blaß und angegriffen aussieht, hinein. Auf dem Boulevard ruft Albert im Vorbeifahren an dem Café de Paris aus: „Ach, mein Gott! Ich habe etwas vergessen. — Was denn, haben Sie zwei Duelle ausgemacht? — Nein, wenn mir aber ein Unglück zustößt, so habe ich meinem Vater nicht einmal ein Lebewohl geschrieben. Ich will geschwind in dieses Kaffeehaus hineingehen, und Sie holen mir unterdessen einen Commissionär... Sanscravate, wenn Sie ihn finden. — Ja, mein Freund."

Albert steigt aus und geht in's Kaffeehaus hinein,

um seinen Brief zu schreiben; Tobias eilt während dessen in die Helderstraße, um einen Commissionär zu holen. Sanscravate und Johann Ficelle sind nicht auf ihrem Platze. Aber Tobias erblickt Paul und nähert sich ihm: „Mein Freund, Sie müssen schnell mit mir kommen. — Ja, mein Herr. — Man wird Ihnen einen Brief übergeben. — Ich will ihn besorgen, mein Herr. — Diesen überbringen Sie… das heißt… mein Freund wird wahrscheinlich nicht wünschen, daß er gleich abgegeben werden soll. Es handelt sich um eine sehr ernste Angelegenheit, um ein Duell. — Wollen Sie sich duelliren? — Nein, aber ich bin Sekundant dabei, was ungefähr das nämliche ist. Der Brief ist an seinen Vater gerichtet. Sackerlott! ich verliere den Kopf über diese Geschichte; ich meine immer, wenn wir das Duell verhindern könnten, wäre es weit besser. — Wie müssen wir das angreifen, Herr Pigeonnier? — Ich weiß selbst noch nicht, folgen Sie mir nur.“

Paul folgt Herrn Pigeonnier. Albert hat seinen Brief schon geschrieben und erwartet sie bereits bei dem Cabriolet.

„Schnell!“ ruft er Tobias zu; dieser beschleunigt aber seine Schritte nicht. „Mir fiel so eben ein, daß Sie eigentlich, im Falle daß ich erschossen würde, meinem Vater den Brief geben könnten. — Schönen Dank, bin für diesen Auftrag sehr verbunden! nein, gewiß nicht, geben Sie ihn nur dem Commissionär.

Albert überreicht Paul den Brief: „Hier, mein Freund,“ sagt er zu diesem, „hören Sie mich wohl

an. Wenn ich in zwei Stunden nicht zu Ihnen zurückgekommen bin, so überbringen Sie diesen Brief meinem Vater, dem Herrn Vermoncey, in der Caumartin-Straße, die Adresse steht darauf, aber erst in zwei Stunden, nicht früher! Verstehen Sie mich! — Ja, mein Herr. — Nehmen Sie, das ist Ihr Trinkgeld. Und nun vorwärts, Tobias!"

Albert steigt wieder in das Cabriolet. Während dieser Zeit neigt sich aber Tobias gegen Paul, und sagt ihm leise in's Ohr: „Tragen Sie den Brief gleich an Ort und Stelle, dann kann vielleicht der Vater, wenn er von dem Duelle seines Sohnes unterrichtet ist, dasselbe noch verhindern. — Rasch! vorwärts, Tobias! wir haben keine Zeit zu verlieren. — Da bin ich schon! ich habe nur meinen Hosenträger festgeschnallt."

Die beiden jungen Leute sitzen in dem Cabriolet, der Kutscher peitscht, von Albert angetrieben, auf sein Pferd los, und dieses jagt in gestrecktem Trabe davon. Paul steht mit seinem Briefe an Herrn Vermoncey auf dem Boulevard. Er besinnt sich, was er thun soll. Der Anblick Alberts hat ihn an das Abenteuer auf dem Hängeboden, an Herrn Cölestins Unverschämtheiten und dessen schändliche Absichten, Elina zu verführen, erinnert. Einen Augenblick ist er versucht, die bestimmte Zeit zur Ueberlieferung des Schreibens abzuwarten. Aber diese gehässigen Gefühle faßten keine feste Wurzel in seiner Seele.

Dieser Herr Albert ist nicht so schlimm als die Andern, denkt er in seinem Sinne, er läßt sich zu

Thorheiten verleiten, weil ihn seine Freunde verführen, wie Sanscravate sich auch durch Johann Ficelle verleiten läßt, aber ich glaube, daß er kein böses Herz hat. Mein Gott, wenn er erschossen würde! ich glaube sogar gehört zu haben, daß er das einzige Kind seines Vaters sei, der gute Mann hat alle übrigen verloren; ach! ich will suchen, ihm wenigstens dieses zu erhalten; schnell fort, hin zu ihm.

Paul sucht die auf der Adresse angegebene Wohnung auf. Er kennt Alberts Vater nicht, hat ihn nie gesehen, und doch flößt ihm der Gedanke an den Schmerz des Vaters, wenn sein Sohn im Duell fallen würde, ein außerordentliches Interesse ein.

„Ich wünschte Herrn Vermoncey, den Vater, zu sprechen,“ sagt er zum Portier. — „Im zweiten Stocke, die Thüre links. — Ist er zu Hause? — Ja, er geht nicht so frühe aus.“

Der junge Commissionär eilt schnell die Treppe hinauf und läutet an der bezeichneten Thüre. „Ich möchte gerne mit Herrn Vermoncey sprechen,“ sagt er zu dem Diener, der ihm aufmacht. — „Was wollen Sie von ihm? — Ich habe ihm einen Brief zu übergeben. — Geben Sie ihn nur mir, ich will ihm denselben überreichen. — O nein! ich muß ihn selbst übergeben. — Aber der Herr ist beim Frühstück, und ... Doch ich will es ihm sagen. Warten Sie. — Sagen Sie ihm aber, das Schreiben habe große Eile und sei von außerordentlicher Wichtigkeit.“

Der Diener läßt Paul im Vorzimmer und dieser verzweifelt fast vor Ungeduld. Endlich kommt er

wieder zurück und führt den Commissionär in ein Zimmer, wo Herr Vermoncey gerade beim Frühstück sitzt.

Alberts Vater blickt den jungen Commissionär an, der sehr aufgeregt scheint. Das interessante und edle Gesicht Pauls sprach zu seinen Gunsten. Herr Vermoncey fragt ihn in freundlichem Tone: „Sie wünschen mich zu sprechen, mein Freund? — Ja, mein Herr. — Sie haben, so viel ich hörte, einen Brief für mich? — Ja, mein Herr. — Haben Sie ihn? — Verzeihen Sie mir, ich muß Ihnen vorher sagen, unter welchen Umständen er mir überreicht wurde. — Nun, so sprechen Sie. Sie scheinen übrigens so aufgeregt, mein Freund, beruhigen Sie sich. Wenn Sie aus Auftrag irgend eines Unglücklichen kommen, so werde ich mich bemühen, seinem Gesuche willfahren zu können. — Ach, Herr Vermoncey, das ist nicht der Fall; der Brief, den ich Ihnen zu überbringen habe, ist von Ihrem Herrn Sohne. — Von meinem Sohne? — Ja, mein Herr, er hat mir ihn so eben mit den Worten übergeben: wenn ich in zwei Stunden nicht wieder zu Dir zurückgekommen bin, so überbringe meinem Vater dieses Schreiben, aber nicht früher. — Was soll das heißen? — Allein sein Freund, der junge Herr, welcher bei ihm war, hat mir leise in's Ohr gesagt: Gehe gleich zu Herrn Vermoncey hin, es handelt sich um ein Duell. — Ein Duell! o mein Gott!"

Herr Vermoncey steht auf, nimmt Paul den Brief ab und überliest ihn in aller Eile: „Der Un-

glückliche!" ruft er aus, „er sagt mir Lebewohl... bittet mich um Verzeihung, weil er sich geschlagen habe... Ach! er will also auch meinen Tod herbeiführen. Sie sagen, Albert habe Ihnen diesen Brief eben erst gegeben? — Ja, mein Herr, vorhin auf dem Boulevard. — Ach! dann komme ich diesem Duell noch zuvor... dann verhüte ich dasselbe! O mein Gott!... meinen einzigen Sohn... das letzte meiner Kinder zu verlieren... das wäre zu schrecklich!..."

Herr Vermoncey zieht schnell einen Rock an, nimmt seinen Hut und geht hastig mit Paul die Treppe hinab. Auf der Straße blickt er Paul angstvoll an und fragt: „Aber... Sie wissen, wo das Duell stattfinden wird? — Ach nein, mein Herr, man hat mir es nicht gesagt!... — Wie! sein Freund hat es Ihnen nicht gesagt? — Mein Gott, nein! er wird nicht daran gedacht haben, und ich habe vergessen, ihn darum zu befragen... — Welches Unglück!... wo sollen wir jetzt hingehen... wo wollen wir sie finden? — Warten Sie, mein Herr... die Herren befanden sich mit ihrem Cabriolet vor dem Café de Paris... sie sind nicht in das Boulogner Wäldchen gefahren... denn das Cabriolet wandte sich rasch dem Saint-Denis-Thore zu. — Dann sind sie in Vincennes... ja, sie können sonst nirgends sein... wir wollen uns schnell hinbegeben... Sehen Sie, dort steht ein Cabriolet... lassen Sie den Kutscher herfahren. — Ja, mein Herr."

Paul holt schnell das Cabriolet her, Herr Ver-

moncey steigt ein und sagt zu dem Commissionär: „Kommen Sie mit mir, Freund, Sie können mir bei meinen Nachsuchungen behülflich sein ... — Recht gerne, Herr Vermoncey ... aber ich ... will ... ich will hinten hinauf stehen. — Nein, nein ... kommen Sie hierher ... an meine Seite ... ich sehe es Ihnen an, Sie haben Mitleid mit meinen Schmerzen ... Ach! Sie helfen mir meinen Sohn wiederfinden ... und ein schreckliches Unglück zu verhüten ... kommen Sie schnell!"

Paul steigt in's Cabriolet und setzt sich neben Herrn Vermoncey. Dieser ruft dem Kutscher zu: „Zwanzig Franken, vierzig Franken ... so viel Du willst, sind Dein, wenn wir in einer halben Stunde das Gehölz von Vincennes erreicht haben."

Der Kutscher fährt blitzschnell davon.

Siebentes Kapitel.

Das Duell und seine Folgen. — Ein Siegespfand. — Tobias' Belohnung.

Albert und Tobias langen mit dem Schlage zehn Uhr beim Saint-Mandé-Thor an. Sie steigen aus dem Cabriolet und sehen in einiger Entfernung eine Chaise stehen.

„Der Graf wird vor mir angekommen sein," sagt Albert, „doch es ist noch nicht zu spät, es schadet nichts ... Richtig! ich sehe dort unten zwei Herren auf und ab gehen. Das sind unsere Gegner. Vor-

wärts, Tobias! — Wie! unsere Gegner!" ruft Pigeonnier aus, indem er so langsam einhergeht, als ob er drei Paar Hosen aufeinander anhätte, „ich habe keinen Gegner, ich bin nicht gekommen, mich zu duelliren! — Ja, ja, es ist schon recht... seien Sie nur ruhig. Ehemals schlugen sich zwar die Sekundanten auch, und unter Ludwig XIII. zum Beispiel schlugen sich die Raffinirten oft sechs gegen sechs; dieß galt zu jener Zeit für eine Lustpartie! — Schöne Lust! Ich bewundere diese Sitten nicht! — Ei! Tobias, kommen Sie doch... Was Teufels! geniren Sie denn Ihre Beinkleider? Sie sehen ja aus, als ob Sie nicht recht laufen könnten. — Ja, sie schneiden mich ein, es thut mir schmerzlich wehe."

Der Graf Dalhborne hatte einen Schweden, einen seiner Freunde, der sich seit einigen Tagen in Paris befand und eben so lang und so steif war wie er, als Sekundanten mitgebracht. Dieser Herr verstand das Französische fast gar nicht und konnte nur die wenigen Worte: ja, mein Herr! und: sehr verbunden! sprechen.

Albert nähert sich seinem Gegner. Man begrüßt sich gegenseitig sehr höflich, und der Graf sagt, auf seinen Sekundanten zeigend, zu Albert: „Ich stelle Ihnen hier den Herrn von Mülberg vor."

Albert, welcher glaubt, es sei in Schweden gebräuchlich, seinen Sekundanten vorzustellen, tritt einen Schritt zurück, deutet auf Tobias, der immer nicht nachfolgen will, und sagt: „Und ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Tobias Pigeonnier vorzustellen."

Man verbeugt sich auf's Neue; Herr von Mülberg schreitet auf Tobias zu und reicht ihm die Hand mit den Worten: „Sehr verbunden, mein Herr! — Wofür denn! es ist ja nicht der Mühe werth!" entgegnet Tobias, der sich nur ungern die Hand drücken läßt.

Albert zeigt dem Grafen zur Rechten einen Weg und spricht: „Wir wollen dort hinein gehen, dort finden wir eine Stelle, wo wir weder bemerkt, noch gestört werden können."

Man folgt Albert. Tobias ist immer der Letzte; es scheint, als ob ihm das Gehen beschwerlich falle.

Albert sucht eine lichte Stelle aus, die von dichtem Buschwerk eingeschlossen ist.

„Ich denke, hier sei ein geeigneter Platz," sagt er.

Der Graf Dalhborne nickt bejahend und kehrt sich gegen seinen Freund.

„Herr von Mülberg," sagt er zu diesem, „stellen Sie mit dem Herrn die Bedingungen fest."

Herr von Mülberg nähert sich Tobias mit ernster Miene und fängt an schwedisch zu sprechen, indem er ihm seine Pistolen hinhält. Tobias schlägt ihn auf den Bauch und ruft aus: „Hören Sie! ich glaube, Sie sind auch meiner Ansicht. Die Sache kann beigelegt werden. Von was handelt es sich? Ich stehe dafür, es ist ein Unsinn."

Herr von Mülberg, welcher ein sehr ceremonieller Mann ist, findet es höchst unpassend, daß sich der kleine junge Mensch erlaubt, ihm auf den Bauch zu schlagen. Er runzelt die Stirne, stößt einen gewal-

tigen Fluch aus, stampft mit dem Fuße auf den Boden und bietet Tobias eine Pistole hin. „Ja, mein Herr! sehr verbunden!“ schreit er.

Tobias entfernt sich rasch von dem Sekundanten und sagt: „Wie soll ich mich denn mit diesem Herrn verständigen... er spricht weiß welche Sprache... und sieht immer aus, als ob er auf mich schießen wollte. — Ich glaube, wir verstehen uns besser als unsere Sekundanten, Herr Graf. Dreißig Schritte Entfernung: sobald Ihr Sekundant in die Hände klatscht, gehen wir einander auf zehn Schritte entgegen und schießen los. Sind Sie damit einverstanden? — Vollkommen. — Ich stelle mich. Tobias, zählen Sie von diesem Punkte aus dreißig Schritte!

Tobias macht ein sonderbares Gesicht, er scheint keine rechte Lust zum Zählen zu haben; endlich entschließt er sich, macht jedes Mal zwei Schritte für einen und spricht leise dabei: „Ach! ihr wollt euch schießen! Ach! ihr sprecht nichts von einem Frühstück. So macht dieser Geschichte doch ein Ende. Herr Vermoncey kommt auch nicht, das Duell zu hintertreiben. Der Commissionär wird mich nicht verstanden haben!“

Die Schritte sind abgezählt, die Gegner auf ihrem Platze, Herr von Mülberg klatscht in die Hände und Tobias legt sich auf den Bauch.

„Man kann nicht wissen, was geschieht!“ sagt er. „Man hat es schon erlebt, daß ungeschickte Leute ihre Sekundanten erschossen haben; ich glaube übrigens nicht, daß sie auf den Boden zielen werden.“

Die beiden Gegner haben zwei bis drei Schritte

gegen einander gemacht, und dann fast zu gleicher Zeit Feuer gegeben. Die Kugel hat Albert in den Rockkragen getroffen, Graf Dalhborne ist nicht so leicht weggekommen: er ist am linken Oberarme, nahe bei der Schulter, verwundet; als ihn der Schuß trifft, macht er einen Satz, fällt jedoch nicht zu Boden.

Albert eilt auf seinen Gegner zu. „Sind Sie verwundet, Herr Graf?“ fragt er. — Ja, am Arme ... an der Schulter, glaube ich ... O! unbedeutend. Ich denke, wir wollen es dabei bewenden lassen ... Sie sind übrigens ein tapferer junger Mann ... und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, was mir Madame Baldimer gestern Abend, als sie uns verließ, in's Ohr geflüstert hat. — Ah! sie hat Ihnen noch etwas gesagt? mir auch. — Sie raunte mir zu: Dieser junge Mann belästigt mich unaufhörlich ... schaffen Sie ein Mittel, mich seiner zu entledigen.“

Albert erblaßt, als er hört, wie seine schöne Eroberung von ihm denkt. — „Ich gebe Ihnen mein Wort, das hat sie gesagt,“ betheuert der Graf. — „Ich glaube es um so lieber, als sie mir in Beziehung auf sie zuflüsterte: Dieser Mann ist mir unerträglich, suchen Sie mich doch von ihm zu befreien. — Das ist ein Weib, die nicht werth ist, daß sich zwei galante Männer für sie geschossen haben ... Ich überlasse Sie Ihnen, mein Herr, ich bewerbe mich nicht mehr um sie. — O! meine Leidenschaft ist geheilt, Herr Graf, ich besuche Sie nur noch einmal, um mich von ihr zu verabschieden, und ihr zu sagen,

daß ich nicht mehr ihr Narr sei, dann sieht sie mich nie wieder."

Während dieses Gespräches unterstützt Albert den Grafen, und Herr von Mülberg holt den Wagen herbei. Was Tobias anbetrifft, so hatte sich dieser, sobald die Schüsse gefallen waren, wieder vom Boden aufgerafft, eilte hinter Herrn von Dalhborne's Sekundanten her und schrie: „Es hat nichts zu bedeuten... eine Wunde am Arme... es ist nicht gefährlich."

Aber Herr von Mülberg, dem es höchst sonderbar vorgekommen war, daß sich der Sekundant des Gegners im Augenblicke des Kampfes auf den Boden gelegt hatte, warf diesem bloß einen unwilligen Blick zu, entfernte sich von ihm und murmelte: „Sehr verbunden, mein Herr. — Geh' zum Teufel, Kerl, Du langweilst mich!" sagt Pigeonnier, während er auf das Cabriolet zugeht. Man könnte meinen, er sei ärgerlich, daß sein Freund nicht erschossen worden ist!

Herr von Mülberg führt den Wagen herbei. Albert hilft dem Grafen einsteigen, dann trennen sich die Herren, indem sie sich die Hand reichen.

Albert kehrt zu dem Cabriolet zurück. Tobias ist schon eingestiegen.

„Wohlan," ruft dieser aus, „ich hoffe, daß Sie zufrieden sind! Sieger! und keinen Ritz am Leibe. So lobe ich es mir... Jetzt wollen wir aber frühstücken wie Viere! — Ach! ich bin wüthend!... ich bin außer mir!" entgegnet Albert, während er einsteigt.

— „Warum nicht gar, das begreife ich nicht!“ erwiedert Tobias. „Sie sind wüthend, nicht verwundet zu sein? — Wer spricht denn vom Duell!... an dieses Weib denke ich!... an dieses Weib, welches sich über mich und meine Liebe lustig gemacht hat... und wahrscheinlich voraussetzt, ich werde erschossen werden. — Ah! gut... für eine Dame haben Sie sich geschossen... Haben denn diese Weibsleute den Teufel im Leibe, daß sie alle verlangen, wir sollen uns für sie duelliren. — Ich werde zu ihr gehen, sie niederschmettern... Kutscher, treibe Dein Pferd an! Du hältst in der Neuve-Vivienne-Straße. Sie, Tobias, suchen sogleich den Commissionär auf und lassen sich den Brief zurückgeben, Sie werden wohl einsehen, daß ihn mein Vater jetzt nicht erhalten darf, er würde ihn nur unnöthig in Sorgen bringen.“

Tobias gibt keine Anwort. Er denkt an den Auftrag, den er Paul gegeben hat, und was wohl daraus entstanden sei.

„Ach! die Weiber!... die Weiber!... Diese Frau ist mir unbegreiflich!“ ruft Albert aus. „Welche Koketterie!... welche Treulosigkeit!... — Madame Baldimer, nicht wahr? — Ja! sie!... O! ich werde der ganzen Welt ihr schändliches Betragen erzählen! Es genügt ihr nicht an unsern Huldigungen, unser Blut will sie haben!... — Schönen Dank! das meinige soll nicht für sie fließen... ich möchte mich ihretwillen nicht mit einer Stecknadel stechen. Aber à propos... wie steht es mit unserem Duell... wegen Madame Plays. — Sagen Sie ihr, Sie

haben mich getödtet. — Getödtet!... — Sie können es um so leichter sagen, weil ich Paris ohnehin auf einige Monate verlassen werde. Ich will mich zerstreuen und besonders dieses Weib vergessen, welches mit meiner Liebe ihren Scherz getrieben hat... Ich reise heute Abend noch ab. — Nun, so soll es dabei bleiben, ich habe Sie getödtet, Sie sind nicht mehr! Sie wird zwar später allerdings erfahren, daß es eine Unwahrheit war, aber was liegt mir daran, wenn ich einmal ihre Umarmung genossen habe, kann sie es nicht mehr ändern. Solche Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen..."

Das Cabriolet hält in der Neuve-Vivienne-Straße. Albert steigt vor dem Hause der Madame Baldimer aus und sagt zu Tobias: „Jetzt gehen Sie schnell zu dem Commissionär, damit er meinem Vater den Brief nicht bringt. — Ja, ja, ich gehe gleich... aber hören Sie, Albert, Sie haben mir versprochen, mir... Sie wissen schon... meine Olive einzulösen. — Ach ja! Nun, kommen Sie nachher zu mir... heute Abend will ich es Ihnen geben. — Ich werde nicht ermangeln... Ach! Sie erweisen mir einen großen Dienst, wenn Sie es diesen Herren nicht sagen, daß Sie..."

Albert gibt Tobias kein Gehör mehr, er stürzt in einem Nu, ohne Athem zu schöpfen, die Treppe hinauf. Er läutet an der Thüre und das Kammermädchen erscheint: „Wo ist Ihre Gebieterin... ich muß sie sogleich sprechen... hören Sie? ich muß?"

Der Ton, womit der junge Mann diese Worte

sprach, seine angegriffene Miene, die Blässe seines Antlitzes, kurz Alles erschreckte das Mädchen. — „Madame ist zu Hause," entgegnet sie, „ich will ihr gleich sagen, daß Sie da sind... aber augenblicklich darf ich nicht hineingehen, weil... — Weil ... nun! vollenden Sie doch... — Weil Madame nicht allein ist... Es ist ein Herr bei ihr... — Ein Herr... welcher Herr!... der Graf Dalhborne kann es nicht sein, ich verlasse ihn so eben, er ist verwundet. — Nein, Herr Vermoncey, es ist nicht der Graf Dalhborne. — Wer denn?... sprechen Sie doch, Rosa... hier... nehmen Sie Das, und verhehlen Sie mir nichts."

Albert greift zu dem unwiderstehlichen allmächtigen Mittel, zieht mehrere Goldstücke aus der Tasche und drückt sie der Kammerfrau in die Hand. Dadurch löst er dem Mädchen, welches den jungen Mann ohnehin gut leiden kann, weil er ein hübscher Junge ist, vollends die Zunge, denn für viele Frauen und besonders für junge Mädchen ist die Schönheit eines Mannes auch ein unwiderstehliches Mittel.

„Nein," entgegnet Rosa ganz leise, „der große Herr ist bei der Madame... ich meine, es sei ein Freund von Ihnen, denn ich habe ihn oft Arm in Arm mit Ihnen gehen sehen. — Wie? Cölestin? — Der ist es, ja, Herr Cölestin. — Der kommt in's Haus... Madame Baldimer nimmt seine Besuche an? — Freilich, sogar sehr häufig... — Ist er ihr Liebhaber? — Nein, nein, o! dafür stehe ich Ihnen, das ist er nicht... er bewirbt sich aber darum, denn

er macht der Madame eifrig die Cour... aber unter uns gesagt, ich meine, sie läßt ihn anlaufen. — Er kommt zu ihr!... und hat es mir nicht einmal gesagt!... — Er wird sich wahrhaftig wohl gehütet haben, da er der Madame immer alles erzählt, was Sie thun... und ich glaube auch unter uns, daß Madame seine Besuche bloß aus diesem Grunde annimmt. — Der Elende! wäre es möglich... zu meinem Spion gab er sich her?... — Und gerade vorhin... habe ich gehört... denn sehen Sie, ohne zu horchen, kann ich alles ganz gut hören... ich habe ein feines Gehör... daß Herr Cölestin der Madame erzählte, Sie duelliren sich diesen Morgen mit dem Grafen Dalhborne... er habe gestern Abend auf der Straße gelauert, und Sie hätten zu einander gesagt: Auf morgen um zehn Uhr beim Saint-Mandé-Thor! — Nein! das ist zu arg!

Mit diesem Ausruf stürmt Albert, ohne weiter auf Rosa zu hören, welche ihn bittet, sie nicht in Ungelegenheit zu bringen, durch die beiden Zimmer, die zum Boudoir führen, reißt heftig die Thüre auf und steht vor Madame Baldimer und ihrem Busenfreunde Cölestin.

Die schöne Amerikanerin saß oder lag vielmehr auf einem Sopha und hörte Herrn Cölestin zu, welcher, ein Paar Schritte weit von ihr entfernt auf einem Stuhle sitzend, sehr feurig mit ihr zu sprechen schien.

Beim Anblick Alberts waren Beide wie niedergeschmettert, bei Cölestin war es übrigens einfach nur der Aerger, in Madame Baldimers Haus über-

rascht worden zu sein, sie war jedoch völlig bestürzt und beinahe wüthend, als sie ihre Hoffnungen gescheitert sah.

„Ich bin es," spricht Albert, sich in einen Lehnstuhl werfend. „Sie haben mich sicher nicht erwartet. Madame schmeichelte sich ohne Zweifel, der Graf Dalhborne werde sie von meiner Gegenwart befreit haben, weil Sie ihn gestern Nacht leise darum ersucht haben, gleichwie auch mich in Betreff seiner."

Die schöne Amerikanerin wird leichenblaß, Herr Cölestin steht auf und nimmt seinen Hut. „Ich hatte erfahren, mein lieber Freund," sagt er, „daß Du Dich diesen Morgen duellirest und eilte her, es Madame zu sagen, weil ich, wohl wissend, daß sie... innigen Antheil an Dir nimmt, die Voraussetzung hegte... daß sie vielleicht dieses Duell verhindern könnte... — Sagen Sie doch auch, weil es Ihre Gewohnheit war, Madame von jedem meiner Schritte zu benachrichtigen und daß Sie, das Vertrauen mißbrauchend, welches ich in Sie setzte, in der Absicht, Ihrer Liebe zu dienen, die Freundschaft verriethen."

Herr Cölestin beißt sich in die Lippen, geräth etwas außer Fassung und stottert: „O! warum nicht gar! was sind das für Gedanken!... Man hat mich verleumdet... Ich wäre so etwas nicht fähig... Ihr habt wahrscheinlich miteinander zu sprechen... Ich will euch nicht stören... Auf Wiedersehen, Albert; Madame, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Und Herr Cölestin hat sich entfernt, ohne daß die beiden Personen, von welchen er sich verabschiedete, sein Verschwinden zu bemerken schienen.

Madame Baldimer senkt die Augen zu Boden und scheint ganz von der Bewegung ergriffen zu sein, welche Alberts unerwartete Erscheinung in ihr hervorgebracht hat. Dieser betrachtet aufmerksam die Frau, deren Schönheit sein Herz entflammt hat, und sucht in ihrem Antlitze irgend einen Zug zu finden, der die Falschheit ihrer Seele andeutet.

Nach einer genauen Betrachtung ihrer Physiognomie, die ihn aber durchaus zu nichts führt, außer zu der Ueberzeugung, daß der Moralist an einem streng regelmäßigen Gesichte weit weniger zu beobachten finde als an einem andern, heftet er seine Blicke auch auf ihren übrigen Körper und dann zufällig auf ihre Füße, welche Madame Baldimer in diesem Augenblicke vergessen hat, mit ihrem Kleide zu bedecken.

Wir haben schon früher bemerkt, daß der Fuß der mangelhafte Theil der schönen Amerikanerin war, und daß gleich dem Pfauen ihr Stolz an diesem Theile ihres Körpers scheiterte, weßhalb sie ihn auch nie sehen ließ.

Der Anblick dieses breiten, platten Fußes, der durchaus nicht zu der eleganten Taille dieser Dame paßt, ergreift Albert mit Staunen, und je länger er diesen Fuß betrachtet, je wohler und leichter wird es ihm um Herz; sein Zorn schwindet und er lacht endlich aus vollem Halse, indem er sagt: „Ach!

mein Gott! wie toll war ich!... Ach! wenn ich das früher gesehen hätte..."

Madame Baldimer hebt, als sie Albert lachen hört, den Kopf in die Höhe und bemerkt, daß er seine Blicke aufmerksam auf ihre Füße heftet. Eine hohe Röthe überzieht ihr Gesicht, sie bedeckt hastig ihre Füße, aber es war zu spät, sie hatten bereits einen ungünstigen Eindruck gemacht. Albert steht auf, empfiehlt sich bei der schönen Wittwe und spricht mit höhnischem Tone: „Meiner Treu, Madame, ich versichere Sie, wenn ich Ihre Füße früher gesehen hätte, hätte ich mich nicht für Sie geschlagen!"

Aus den Blicken der Madame Baldimer funkelt eine nicht leicht zu beschreibende Wuth. Nachdem Albert diese Worte gesprochen hat, welche die grausamste Rache gegen eine eitle Frau ausdrücken, entfernt er sich rasch und eilt nach Hause.

Als ihn der Portier des Hauses sah, stieß er einen Schrei aus, ebenso ein Bediente seines Vaters, der im Hofe stand.

„Nun! was habt ihr denn?" fragt Albert, „warum macht meine Anwesenheit einen solchen Eindruck auf euch? — Ach! Herr Albert, da sind Sie! welches Glück!... — Wir waren in großer Sorge, ob Sie nicht getödtet seien ... — Ob man sie nicht im Duell erschossen habe ... — Ach! wie wird der Herr Vater so glücklich sein, wenn er Sie wieder sieht... er war so bekümmert... so trostlos, als er fortging! — Woher weiß denn mein Vater, daß ich diesen Morgen ein Duell hatte? wer hat es ihm

denn gesagt? — Es ist ein Commissionär mit einem Briefe gekommen, und wir hörten den Herrn, als er die Treppe hinabging, deutlich sagen: Wenn ich nur noch zu rechter Zeit komme, das Duell zu hintertreiben und meinem Sohne noch kein Unglück geschehen ist!"

Albert ist trostlos, daß sein Vater von dieser Geschichte unterrichtet wurde; er weiß, wie zärtlich derselbe für ihn fühlt und kann sich vorstellen, wie sehr er in diesem Augenblicke in Sorgen sein muß, aber es ist ihm unbegreiflich, warum ihm der Commissionär seinen Brief gebracht hat, da doch Tobias noch lange zeitlich genug angekommen sein muß, um ihm Contreordre zu geben.

„Wo mag er mich wohl suchen!" ruft er aus. „In meinem Briefe gab ich den Ort, wo das Duell stattfinden sollte, nicht an; der Commissionär wußte es auch nicht."

Der Portier und der Bediente wissen sonst nichts; sie können bloß wiederholen, daß Herr Vermoncey sehr unruhig und sehr aufgeregt gewesen sei und daß er die Treppe hinunter laut gesprochen habe; auf der Straße sei er hingestanden, habe einige Augenblicke mit dem Commissionär geredet, diesen fortgeschickt ein Cabriolet zu holen, mit demselben dann, als das Gefährt gekommen sei, eingestiegen und blitzschnell davon gefahren.

Albert weiß nicht, was er anfangen soll, um seinen Vater zu finden, denn während man ihn nach einer Richtung hin sucht, kann er ganz leicht auf

einer entgegengesetzten sein. Da ihm aber der Gedanke an seines Vaters Jammer keine Ruhe läßt, schickt er nach einem Cabriolet, um nach Saint-Mandé und Vincennes zurückzukehren, aber kaum gelangt der Bediente vor das Haus hinaus, so ruft er schon: „Da kommt der Herr... ich kenne das Cabriolet... Ihr Herr Vater und der Commissionär sitzen darin... o, da ist er ja!“

Nach einigen Augenblicken hielt in der That ein Cabriolet vor dem Hause. Albert stand auf der Straße und winkte schon von ferne, um sich seinem Vater zu erkennen zu geben. Herr Vermoncey stößt einen Freudenschrei aus und stürzt sich, sobald er ausgestiegen ist, in die Arme seines Sohnes, den er lange an sein Herz drückt. Denn wenn wir bereits für das Dasein unsers theuersten, meistgeliebtesten Gegenstandes gefürchtet haben, so kann man leicht begreifen, daß wir uns um so glücklicher fühlen, ihn wieder in unsere Arme zu schließen. Man glaubt alsdann anfangs, dieses Glück sei nur eine Täuschung, und muß es erst recht empfinden, ehe man sich von der Wirklichkeit des Genusses überzeugen kann.

Thränen traten in Pauls Augen, als er Albert in Herrn Vermoncey's Armen liegen sah. Auch er freute sich herzlich, daß dem jungen Manne, welcher so zärtlich von seinem Vater geliebt wurde, kein Unglück zugestoßen war. Und doch mischte sich immer etwas Trauriges in seine Empfindungen, wenn er sah, wie Eltern ihre Kinder liebkosten.

Endlich schickte sich Herr Vermoncey, als er et-

was beruhigter war, an, mit seinem Sohne hinaufzugehen. Paul wollte sich entfernen, aber Alberts Vater, welcher es bemerkte, sagte zu ihm: „Kommen Sie mit uns hinauf, mein Freund!“

Der junge Commissionär gehorcht. Er folgt Herrn Vermoncey und seinem Sohne oben hinauf.

Dort erklärt man sich gegenseitig, und Albert fragt Paul, warum er den Brief nicht, seinem Auftrage gemäß, zwei Stunden behalten, sondern gleich besorgt habe. Hierauf erzählt der Commissionär, was Tobias zu ihm gesagt habe, und Albert stampft zornig mit dem Fuße, indem er ausruft: „Tobias muß sich doch immer mit seinem Unsinn darein mischen! Er ist an Ihrer ganzen Unruhe Schuld. — Weil dieser junge Mann,“ sagt Herr Vermoncey, auf Paul deutend, „euer Cabriolet auf den Boulevards dem Saint-Antoine-Thor zufahren sah, so bildete ich mir ein, euer Duell finde in Vincennes statt. Wir waren in kurzer Zeit dort und durchsuchten, nachdem wir uns ein Stelldichein gegeben hatten, er nach einer, ich nach der andern Seite hin den ganzen Wald; der arme Junge hat mich mit einem Eifer unterstützt, den ich nicht genug zu rühmen weiß! Wir trafen äußerst erschöpft an dem Orte unsers Stelldicheins zusammen, hatten aber nichts entdeckt. Beinahe überzeugt, daß Du Dich nicht in Vincennes duellirest, wollte ich mich nach Romainville führen lassen, als Paul... so heißt der arme Junge da... mir rieth, mich vorher in Saint-Mandé umzusehen. Dort erfuhr ich, daß man euch gesehen habe; das

Duell müsse übrigens schon vorbei sein, denn ein Verwundeter sei langsam in einem Wagen zurückgefahren. Ob es aber Du seist oder Dein Gegner, das wußte ich nicht; ich entschloß mich somit in einer fürchterlichen Angst, wovon Du Dir einen Begriff machen kannst, nach Hause zurückzukehren. Hier habe ich Dich nun wieder ... ich sollte Dir zwar tüchtige Vorwürfe machen, aber ich will hoffen, daß Du an meinen heutigen Jammer denkst und mir keinen solchen Kummer mehr verursachen wirst."

Während Albert seinem Vater verspricht, in Zukunft vernünftiger zu sein, geht der Letztere an seinen Sekretär, nimmt zehn Napoleons heraus und reicht sie Paul mit den Worten: „Hier, mein Freund, nehmen Sie dieses. Was Sie heute für mich gethan haben, ist allerdings nicht zu bezahlen, das weiß ich wohl, denn ich habe in Ihnen einen Menschen gefunden, den man gar oft unter Leuten, die sich unsere Freunde nennen, vergebens sucht, einen Menschen, der meinen Schmerz begriff, ihn mitfühlte und sein Möglichstes that, ihn zu erleichtern ... und dieses geschah nicht aus Eigennutz, nein, aus freiem, innern Antriebe ... denn ich sah Thränen aus Ihren Augen fallen, als Sie von ferne meinen Sohn auf der Straße erblickten. Sie sind gut und gefühlvoll, Sie müssen ein rechtschaffener Junge sein, der seinen Eltern Freude macht; nehmen Sie dieses als ein Andenken an den heutigen Tag."

Paul fühlt sich ganz ergriffen; er ist kaum im Stande, die Worte zu stammeln: „Aber das ist zu

viel, mein Herr ... ich war schon bezahlt ... ich verlange nichts ... ich bin erfreut, daß ich Ihnen dienen konnte."

Herr Vermoncey ergreift die Hand des jungen Commissionärs und nöthigt ihn, während er sie innig drückt, diese Summe anzunehmen.

„Nun, nun, nehmen Sie doch!" sagt er; „Sie machen mich böse, wenn Sie sich weigern! Bringen Sie dieses Geld Ihrer Mutter, damit sie heute einen vergnügten Tag hat."

Paul schlägt, ohne zu antworten, die Augen nieder. Herr Vermoncey fährt fort: „Ei, mein Freund, wo ist Ihr Platz? — Beim Eingang in die Helderstraße, auf der Seite des Boulevards, Herr Vermoncey; Ihr Herr Sohn kennt mich wohl ... — Waren Sie sein gewöhnlicher Commissionär? — Nein, Herr Vermoncey, aber mein Kamerad Sanscravate, der seinen Platz nicht fern von mir hat. — Das ist wahr, und wenn ich ihn heute Morgen getroffen hätte, so wäre er wahrscheinlich wieder mit meinem Briefe beauftragt worden. — Wohlan," versetzt Herr Vermoncey, „von nun an will ich keinen andern Commissionär mehr als Sie, mein Freund! Wie heißen Sie? — Paul, mein Herr. — Paul! Ganz gut. Hören Sie mich. Sie sind in Zukunft mein Commissionär ... Ist es Ihnen recht? — O ganz gewiß, mein Herr, und ich werde mein Möglichstes thun, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen. — Ich zweifle gar nicht daran, mein Freund! Auf Wiedersehen!"

Paul verbeugt sich tief und entfernt sich ganz er-

griffen von der Theilnahme, welche Herr Vermoncey für ihn an den Tag gelegt hat; sein Herz ist mit einer ihm unerklärlichen Freude erfüllt.

Als Albert mit seinem Vater allein war, küßte er ihn auf's Neue und rief aus: „Sie haben Recht gehabt, sehr Recht, wenn Sie mich vor gewissen gefährlichen Intriguen gewisser Weiber warnten, deren Bekanntschaft uns weiter führe, als wir glauben, und wenn Sie mir abriethen, meinem Freunde Cölestin zu trauen, dessen Gesicht Ihnen nicht gefiel. Ja, mein Vater, Ihre Vermuthung war richtig. Mein Freund Cölestin war ein Verräther, der mich betrog und mir die Frau entreißen wollte, um deren Eroberung ich mich bemühte, und was diese betrifft, die eben so falsch und noch treuloser war als er... denn sie kann sich nicht mit der Liebe entschuldigen... so stellte sie sich, als ob sie mich liebe, erweckte süße Hoffnungen in mir und bat insgeheim einen schwedischen Grafen, welcher ihr die Cour machte, mich so bald als möglich aus dem Wege zu schaffen. — Welche schändliche Treulosigkeit!... Wie, Dich, so jung und liebenswürdig, ganz zum Lieben geschaffen, behandeln die Weiber in der Art? — Ja, mein Vater!... glücklicher Weise aber nicht alle! — Wer ist denn die Frau, die ein so schwarzes Herz hat? — Eine Amerikanerin... oder wenigstens eine Dame, die aus Amerika zurückkam, denn ich halte sie für eine geborne Französin; eine angebliche Wittwe, die sehr schön ist... das muß ich gestehen... und sich Madame Baldimer heißen läßt. — Madame Baldi-

mer!... diesen Namen höre ich zum ersten Male. — Sie lebt erst seit einem Jahre in Paris und kommt in gewisse etwas excentrische Gesellschaften, die Sie nicht besuchen. Zum Glück habe ich den schwedischen Grafen, mit welchem sie mich geschickt in ein Duell zu verwickeln wußte, nicht gefährlich verwundet. Er ist ein sehr gebildeter Mann, der sich gleich mir vorgenommen hat, ihr Haus nicht mehr zu betreten. Meinem Freunde Cölestin habe ich gesagt, was ich von ihm denke. Und jetzt, mein Vater, erlauben Sie mir, damit ich diese Geschichte und die Frau, welche die Veranlassung derselben war, vollkommen vergesse, auf einige Monate zu reisen; das wird mir gut thun und mich nöthigen, diese Pariser Gewohnheiten und Verbindungen, die nicht alle vortheilhaft sind, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit hatte, aufzugeben. Ich kehre dann ganz neu, frisch und vernünftig zurück. Sind Sie damit einverstanden, Vater? — Ja, mein Freund. Obgleich es mich zwar viel Ueberwindung kostet, Deine Gegenwart zu entbehren, bin ich doch nicht selbstsüchtig genug, mich einer Reise entgegenzusetzen, die Dir jedenfalls nur vortheilhaft sein kann. Eine Entfernung aus Paris wird Dir in der That gut sein, und es ist immer von Nutzen, wenn man sich ein wenig in der Welt umsieht. Du wirst aber hoffentlich nicht allzulange fortbleiben? — Höchstens zwei bis drei Monate. — Und wo willst Du hingehen? — Ich weiß selbst nicht... ich möchte nur eine Gelegenheit finden, sogleich abzureisen. — Ei, mein

Gott, wenn Du Lust hättest, Dich in der Normandie umzusehen, so könntest Du mit meinem Anwalt, der mich gestern Abend besuchte und mir den Vorschlag machte, ihn zu begleiten, gratis in einem prächtigen Reisewagen, den ihm einer seiner Clienten zuschickt, heute um drei Uhr dahin abreisen. — Heute um drei Uhr ... Ah, das leuchtet mir ein ... Die Normandie ist mir so lieb wie eine andere Gegend ... und wenn es mir dort nicht mehr gefällt, so reise ich weiter ... Schnell, lieber Vater! Schreiben Sie ein Wort an Ihren Anwalt, um ihm mitzutheilen, daß er einen Reisegefährten haben wird. Ich treffe unterdessen meine kleinen Vorbereitungen, stecke Geld in die Tasche, und dann soll der Postillon knallen! — Du hast hoffentlich noch Geld... — O freilich, mein Vater! Ich werde doch die zehntausend Franken, die Sie mir vor einigen Tagen gegeben, nicht schon verschwendet haben!"

Albert beißt sich bei diesen Worten in die Lippen; die Erinnerung an den Caschemir nöthigt ihm einen Seufzer ab. Bald war übrigens dieser Gedanke verscheucht und er eilt, seine Zurüstungen zu treffen, während sein Vater an den Anwalt schreibt.

Während sich dieses zutrug, war Tobias nicht müßig geblieben. Er begab sich, nachdem er sich von Albert getrennt hatte, auf den Platz, wo Paul sonst stand; der Commissionär war aber nicht da und Tobias denkt: Was würde es mich nützen, wenn ich ihn erwartete?... Ich habe ihm befohlen, Alberts Brief gleich zu Herrn Vermoncey zu tragen. Jetzt

ist es zu spät, daß ich es verhindern kann. Ich habe es in einer guten Absicht gethan ... Papa Vermoncey wird den Brief schon lange in Händen haben ... nun wird er allerdings seinen Sohn für todt halten und wahrscheinlich untröstlich sein ... außerhalb der Stadt herumrennen, um noch eine Spur seines Kindes zu finden ... das ist ein Unglück; es thut mir leid. Wenn er aber seinen Albert wieder sieht und sich überzeugt, daß er nicht todt ist, wird er sich auch wieder trösten. Ich brauche mich also um diese Angelegenheit nicht mehr zu kümmern, ich will daher an meine eigenen denken. Albert hat mir erlaubt, zu sagen: ich habe mich mit ihm duellirt und ihn getödtet ... das ist köstlich ... er wird auf längere Zeit fortreisen ... meine Lüge wird somit nicht sobald entdeckt, und bis dorthin ist meine Liebe schon mit den frischesten Myrthen gekrönt ... O wunderschöne Plays, Du bist jetzt mein! ... Ich bebe schon zum Voraus vor Vergnügen ... Aber ehe ich mich bei ihr vorstelle, will ich vorher nach Hause und eine recht sorgfältige Toilette machen."

Tobias lenkte seine Schritte seiner Wohnung zu; ehe er aber in seine Straße hineinging, fiel ihm ein, daß er nicht gefrühstückt hatte, obgleich er Sekundant bei einem Duell gewesen war; sein Magen mahnte ihn dringend daran, und der kleine junge Mann griff in seine Tasche und rief aus: „Potz Henker! ich habe fünfzehn Franken bei mir ... mein ganzes baares Vermögen! ... Wie wäre es, wenn ich mir es wohl sein ließe und ein anständiges Gabelfrühstück

zu mir nehmen würde?... Warum nicht? Albert wird mir zur Einlösung meiner Olive fünfhundert Franken leihen... ich bin aber nicht genöthigt, diese Olive heute noch einzulösen... Der Herr mit den blonden Augenwimpern, der so reich ist, kann schon noch ein paar Tage länger warten... Ich besuche dann meine Tante Abraham mit meinen fünfhundert Franken in der Tasche, lasse die Thaler recht klingen, mache ein rechtes Aufhebens davon, damit sie meint, ich verdiene viel Geld, und mir endlich einen Antheil an ihrem Geschäfte abtritt.

Damit stolzirt der kleine, schöne Pigeonnier, den das zu hoffende Glück schon ganz aufbläht, auf das Café anglais zu, geht übermüthig hinein, setzt sich an einen Tisch, ruft laut den Kellner her, und bestellt Austern, Nieren, Hähnchen à la tartare, Beaume erster Qualität, Alles mit der Sicherheit eines Mannes, der nicht auf die Depense sieht und bloß die Absicht hat, ein gutes Frühstück einzunehmen. Man servirt ihm mit größtem Eifer; er ißt mit köstlichem Appetite, der durch die Austern und die Nieren angereizt wird. Tobias versagt sich nichts, er sättigt sich vollkommen. Erst nachdem er anderthalb Stunden ohne Unterbrechung gegessen hat, entschließt er sich, inne zu halten; es war Zeit: seine Zeche betrug vierzehn Franken fünfzig Centimen. Pigeonnier schenkt großmüthiger Weise dem Kellner fünfzehn Centimen, steckt sieben Sous in die Tasche und begibt sich, von Liebesgedanken und der Flasche Beaume erster Qualität begeistert, nach Hause.

Tobias betrachtet seine Garderobe, welches Geschäft ihn weit nicht so lange in Anspruch nahm, als er gewünscht hätte. Nachdem er seine drei Westen, seine zwei Paar Beinkleider und seinen einzigen Rock hin und her gewendet hat, zieht er davon an, was noch am besten aussieht; dann frisirt er sich, kräuselt sich, pomadisirt sich, wäscht sich mit kölnischem Wasser, und feuchtet sein Taschentuch, weil er kein anderes Parfüm hat, mit Citronen-Essenz zum Fleckenherausmachen an, weßhalb ihn der Portier beim Vorbeigehen für eine römische Punschbowle hält.

Nachdem sich der junge Pigeonnier auf diese Weise gekleidet, frisirt und einbalsamirt hatte, schickte er sich an, zu Madame Plays zu gehen.

Sie hat mich zu Ihrem Ritter erwählt, denkt er unterwegs, ich will ihr jetzt ankündigen, daß ihre Rache vollständig vollzogen ist, sie wird entzückt über mich sein und meine Tapferkeit auf's Süßeste belohnen. Mit welcher Waffe will ich ihr nun weiß machen, daß ich Albert getödtet hätte? Mit der Pistole? Nein, das ist zu gewöhnlich. Mit dem Degen? Ja, das gefällt mir besser, es ist ritterlicher; ich sage, ich hätte ihm den Kopf entzweit, gespalten, das heißt, die Brust mit dem Degen durchstoßen. Ach! da bin ich schon an ihrem Hause; ich darf nicht vergessen, was sie mir noch gesagt hat: ich muß die kleine Treppe rechts in den ersten Stock hinaufgehen, und dort zu der Kammerfrau sagen: Ich bin Tobias, dann werde ich augenblicklich zu ihr geführt. Ach, mein Gott! was fällt mir ein! sie hatte mir befoh-

len, ihr ein Siegespfand mitzubringen. Sackerlott! das hatte ich vergessen, was soll ich ihr denn jetzt bringen?

Tobias geht vor dem Hause der Madame Plays auf und ab und kratzt sich auf dem Kopfe, um sich zu besinnen, welches Pfand er statt Alberts Ohren, die man von ihm verlangt hatte, bringen solle; er stört seine Säcke aus, findet aber nichts als sein Taschentuch mit der Citronen-Essenz und die sieben Sous, die er noch von seinen fünfzehn Franken übrig hat; er besitzt durchaus nichts, was man hätte anständiger Weise als ein Siegespfand überreichen können.

Er will sich gerade entschließen, sich ohne Pfand vorzustellen, als er, indem er seine Blicke um sich wirft, eine ungeheure Tabakstange über dem Laden eines Tabakhändlers sieht. Diese Tabakstange fällt ihm in's Auge, und zu gleicher Zeit fährt ihm ein Gedanke in den Kopf, dieser leuchtet ihm ein, er führt ihn unverzüglich aus, und geht deßhalb rasch auf den Tabakladen zu.

Da der Tabakhandel meist von Frauenzimmern betrieben wird, so sagt Tobias zu der Frau, welche sich in dem Comptoir befindet: „Madame, ich bitte Sie um eine Cigarre. — Hier, mein Herr, suchen Sie eine aus. — O! ich will eine bessere, eine sehr schöne für fünf Sous etwa ... nicht wahr, für fünf Sous bekommt man eine schöne Cigarre? — Ja, mein Herr, hier ... wenn Sie aber noch eine dickere wollen, so können Sie auch eine haben, man macht jetzt für zehn Sous, die prächtig sind, fast so groß

als eine Tabakstange. Wollen der Herr eine für zehn Sous? — Nein, nein, das wäre ungeheuer, diese ist besser."

Tobias hat eine Cigarre für fünf Sous ausgewählt und läßt sie sorgfältig in ein Papier einwickeln, worüber sich die Kaufmännin wundert, weil die Herren gewöhnlich, wenn sie Cigarren kaufen, dieselben bei ihr anzünden. Mit dieser Cigarre versehen, welche er vorsichtig in seine Tasche steckt, kehrt er zu dem Hause der Madame Plays zurück.

Jetzt, spricht er bei sich, ist Alles in Ordnung, ich habe was nöthig ist, ich habe mein Siegespfand. Albert hat beinahe immer eine Cigarre in dem Munde, ich sage, ich habe diese in seiner Tasche gefunden und sie als Pfand mitgenommen, das scheint sehr glaubwürdig, der Einfall war köstlich! O begeisternde Tabakstange! wie glücklich bin ich, dich gesehen zu haben.

Tobias trat in das Haus hinein, beim Vorübergehen an dem Portier rief er mit siegestrunkener Miene: „Madame Plays!" dann ging er die kleine Treppe hinauf, läutete und sagte mit süßlichem Tone zu der Zofe, welche ihm öffnete: „Wollen Sie so gut sein und mich bei der Madame anmelden, sie wird mich augenblicklich vorlassen. — Darf ich um Ihren Namen bitten. — Tobias... ich bin Tobias, sagen Sie nur einfach zu Ihrer göttlichen Gebieterin: Madame, Tobias steht draußen, dann wird sie gleich wissen, wer es ist."

Die Zofe entfernt sich mit den Worten: „Tobias,

das ist ein komischer Name; ich meine, Madame hätte einen Hund gehabt, der so hieß."

Madame Plays saß eben vor einem Spiegel; sie war damit beschäftigt, sich auf eine neue Art die Haare zurückzukämmen, wodurch sie das Aussehen einer Lacedämonierin erhalten sollte. Madame Plays besaß eine große Vorliebe für die griechischen Moden, und seitdem sie erfahren hatte, daß die lacedämonischen Frauen einen eigenen Tanz, Bibasis genannt, tanzten, welcher hauptsächlich darin bestand, daß man sich mit der Ferse auf den Hintern schlug, brachte sie einen großen Theil des Tages damit zu, diesen Tanz zu tanzen.

„Wenn es etwa Dummköpfe gibt," sagte sie dann, „die behaupten, das sei so der Cancan, so antworte ich ihnen, ihr seid Esel, das ist der Bibasis, ein von den Griechen neu erfundener Tanz."

Als die Kammerfrau Tobias meldete, fuhr Madame Plays von ihrem Stuhle in Höhe und rief aus: „Tobias!... ach ja, es ist wahr! ich hatte ihn vergessen... Tobias soll hereinkommen, er soll sogleich hereinkommen."

Die Zofe führt den jungen Mann herein und geht wieder. Pigeonnier hält es beim Eintritt in's Boudoir für passend, eine sowohl zärtliche als melancholische Miene anzunehmen; er verbeugt sich also mit einer beinahe tragischen Miene vor Madame Plays, welche ihn mit den Worten anredet: „Sie sind es, Herr Pigeonnier... Ach! ich habe Sie ja zu meinem Ritter geschlagen. Nun, was bringen

Sie mir Neues? — Tobias nimmt eine imposante Stellung an und entgegnet: „Madame, ich erscheine in der That als Ihr Ritter vor Ihnen, Sie haben mich beauftragt, Ihren Schimpf zu rächen, und ich habe Ihnen, indem ich mich mit Albert duellirte, gehorcht. — Ach, wirklich! Sie haben sich geschlagen? — Ja, Madame. — Und wann? — Diesen Morgen in Saint-Mandé, tausend Zeugen können Ihnen bestätigen, daß ich mit Albert dort gewesen bin. — Und auf welche Waffe haben Sie sich duellirt. — Auf den Degen, Madame. — Nun, was war das Resultat Ihres Kampfes? — Madame, ich habe Ihrem Verlangen vollkommen entsprochen: Sie haben Alberts Tod gewünscht, ich habe ihn getödtet; ein Stich in die Brust machte seinem Leben augenblicklich ein Ende. Ich schäme mich nicht: ich habe Thränen über meinen Sieg vergossen... Als ich jedoch die Hand auf das Herz des Unglücklichen legte, um mich zu überzeugen, ob er nicht vielleicht noch athme, fühlte ich diese Cigarre in seiner Tasche, ich nahm sie heraus... Sie haben ein Siegespfand verlangt, das ist das einzige, welches ich Ihnen anbieten kann.“

Madame Plays hat Tobias mit einer Miene zugehört, als ob sie an dem, was sie höre, zweifle; nachdem er aber zu sprechen aufgehört hat, stürzt sie wüthend auf ihn los, entreißt ihm die Cigarre und schreit: „Sie haben ihn getödtet! wäre es möglich! einen so hübschen Jungen! den einzigen Mann, welchen ich jemals geliebt habe; denn erst heute Morgen dachte ich noch bei mir: So hast du nie einen

Mann geliebt! Sie waren ehrlos genug, ihn zu tödten, und sagen mir es in's Gesicht, Sie Mörder!"

Tobias bleibt wie versteinert stehen und stammelt: „Aber, Madame, ich habe nur Ihren Auftrag erfüllt, Sie haben mir ja befohlen, Sie zu rächen. — Das ist nicht wahr, das habe ich nicht gesagt, und wenn ich es gesagt habe, so war ich närrisch, Sie hätten mich nicht anhören sollen. — Aber Madame... — Albert tödten, einen so hübschen braunen Mann, mit so schönen Augen... verlassen Sie mein Haus augenblicklich, Herr Pigeonnier, entfernen Sie sich unverzüglich, oder ich stehe Ihnen nicht für den Ausbruch meines Zornes, gehen Sie, Sie Schlingel. — Wie, Madame, wenn ich mich schlage, um Sie zu rächen... — O, wie abscheulich, sagen, ich hätte ihn dazu... O! gehen Sie, gehen Sie doch!"

Da Madame Plays sieht, daß sich Tobias nicht von der Stelle bewegt, stößt sie ihn heftig gegen die Thüre. Der kleine junge Mann, der beinahe umgefallen wäre, hält sich an einem Möbel und besinnt sich einen Augenblick, was er thun solle, während dessen hat aber die schöne Dame bereits die Thüre ihres Boudoirs selbst aufgemacht und gibt Pigeonnier, während er ihr den Rücken zukehrt, einen Tritt auf den Hintern.

„So, Du willst nicht gehen!" schreit sie.

Damit stößt sie ihn zur Thüre hinaus und schließt augenblicklich wieder hinter sich zu. Nun wird Tobias auch wüthend und spricht, während er die Treppe

heruntergeht, bei sich: „Ha, beim Teufel, das ist zu arg! an dieser Dame habe ich genug: letzthin eine Ohrfeige, heute einen Tritt, was würde es wohl das nächste Mal absetzen? Ach, sie ärgert sich, daß ich Albert getödtet habe; ach, sie spielt die kleine Hermione und behandelt mich wie den Orestes, das heißt mit dem Unterschiede, daß Orestes keinen Tritt auf den Hintern bekam; den hat sie noch weiter beigefügt! Ach, du beweinst Alberts Tod! Wohlan, um sie zu bestrafen, nehme ich es nicht zurück und lasse sie auf dieser Meinung. Potz Kukuk, das heißt Liebesglück; schönen Dank! will nichts mehr davon."

Und während Tobias immer den Theil hält, auf welchen man ihn getreten hat, begibt er sich zu Albert, um die fünfhundert Franken abzuholen, welche ihm dieser zu leihen versprochen hat, wodurch er für die eben erlittene Unannehmlichkeit enschädigt zu werden hofft.

Als er aber zu seinem Freunde kommt, entgegnet ihm der Diener: „Herr Albert ist vor einer halben Stunde in die Normandie abgereist. — Er ist abgereist... hat er nichts für mich zurückgelassen? — Nein, mein Herr."

Tobias hätte Lust, mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen. Das ist jetzt noch das Schönste, denkt er, indem er sich entfernt, nun habe ich nichts mehr als zwei Sous; die will ich vor den Ohren meiner Tante klingeln lassen, damit sie mich zum Associé in ihr Geschäft aufnimmt.

Achtes Kapitel.

Ein neuer Beschützer.

Einige Tage waren seit Alberts Abreise aus Paris verflossen. Seine Freunde und Bekannte hatten sich über seine plötzliche Entfernung sehr gewundert, und da sie den Grund derselben nicht kannten, sprachen sie allerlei Vermuthungen aus.

„Er wird sich in Paris nicht mehr angenehm genug unterhalten haben,“ sagte Mouillot, „er wird jetzt auswärts andere Abenteuer suchen. — Er reist ohne Zweifel einem Frauenzimmer nach,“ rief Dupetrain aus, „die ihn vermöge ihres Fluidums bis an's Ende der Welt treiben kann!“

Balivan, der immer zerstreut war, hatte anfangs gefragt: „Wie, Albert hat Paris verlassen? das ist doch sonderbar. Will er vielleicht Skizzen aufnehmen?“

Aber am nächsten und in den folgenden Tagen erinnerte sich der junge Maler nicht mehr hieran und sagte, seine Cigarre rauchend, auf dem Boulevard: „Merkwürdig, ich habe Albert heute nicht begegnet.“

Nur Herr Varinet, der junge Mann mit den weißen Augenwimpern, der Besitzer von Tobias Olive, hatte gar nichts gesagt.

Zwei Personen hätten diesen Herren den Grund von Alberts Abreise mittheilen können: erstens Herr Tobias Pigeonnier, welcher Sekundant bei seinem Duell war, eine Sache, mit der er sich außerordentlich groß gemacht hätte, wenn er nicht von Neuem

gezwungen gewesen wäre, die Gegenwart seiner Freunde zu meiden; da er aber weniger als je im Stande war, seinen Fetisch einzulösen und in der Welt aufzutreten, so war der kleine Mann völlig verschwunden. Man traf ihn nirgends an, weder bei Tag noch bei Nacht, man konnte ihn gleichfalls für abgereist oder todt halten, und Herr Varinet betrachtete die kleine eingetrocknete Frucht, welche sich immer in seiner Börse unten befand, allmälig mit mißtrauischer Miene. Und außer demselben Herr Cölestin von Valnoir, dieser Herr, dem Alberts Duell bekannt war, erfuhr auch alsbald dessen Abreise von Paris. Kaum ist er gehörig von dieser Thatsache überzeugt, so begibt er sich zu Madame Valdimer, um sie davon in Kenntniß zu setzen.

Diese Dame, deren Züge seit Cölestins Bruche mit dem jungen Vermoncey noch einen weit ernsteren Charakter angenommen haben, nimmt Herrn von Valnoirs Besuch sehr kalt auf; nachdem sie seine Nachricht gleichsam wie etwas ihr schon Bekanntes angehört hat, antwortet sie ihm trocken: „Ihr Busenfreund ist ohne Sie abgereist! Ich denke, er behandelt uns Beide gleich schlecht; wir sind entschieden in Ungnade gefallen. In Folge dessen glaube ich, daß Sie in Zukunft so wenig von seinen Angelegenheiten wissen werden als ich, und es ist daher auch fernerhin überflüssig, daß Sie sich zu mir her bemühen.“

Herr Cölestin gibt sich Mühe, eine sentimentale Miene anzunehmen und erwiedert: „Nicht um von Albert zu sprechen, besuche ich Sie von nun an, son-

dern um Sie von mir und meiner Liebe zu unterhalten. Ich bin gänzlich mit meinem Freunde entzweit: Albert ist zu eifersüchtig, als daß er mir es verzeihen würde, mich bei Ihnen angetroffen zu haben. Es liegt mir übrigens auch wenig an seinem Haß oder seiner Gleichgültigkeit, da Sie mir versprochen haben, mich zu belohnen."

Madame Baldimer steht auf, macht Herrn Cölestin ein Compliment und sagt: „Sie werden bald sehen, Herr von Valnoir, daß ich mein Versprechen halte."

Cölestin empfängt in der That am folgenden Morgen ein wohlverwahrtes Paket und ein Billet von Madame Baldimers Hand, welches die nachstehenden Worte enthält: „Ich habe versprochen, Ihre Dienste zu belohnen: ich halte mein Versprechen, wollen Sie gefälligst, mein Herr, die beiden Gegenstände, welche ich Ihnen hier übersende, als Ihre Belohnung betrachten."

Cölestin öffnet eilig das Paket: es enthält den prachtvollen Caschemir und die kostbare Lorgnette, welche Albert und der Graf Dalhborne der schönen Amerikanerin zum Präsent gemacht hatten. Somit belohnte diese Dame Cölestin mit den Geschenken, welche sie von ihren beiden Liebhabern empfangen hatte.

Anfangs biß sich Cölestin ärgerlich in die Lippen und brummt: „Für was hält mich denn die! Ich finde es sehr unverschämt von dieser Dame, mir eine solche Belohnung zu übersenden! Ich will ihr gleich ihr Paket wieder zurückschicken."

Nachdem Herr Cölestin jedoch den Caschemir und die Lorgnette genau betrachtet hat, schickt er nichts zurück, sondern entschließt sich im Gegentheil, die Sachen zu behalten. Damit kann ich eine Andere verführen, denkt er. Madame Baldimer hatte diesen Herrn vollkommen richtig beurtheilt.

Paul versah wieder sein Gewerbe wie früher; jeden Morgen fand er sich so bald als möglich auf seinem Platze ein, aber auch Elina ging, ehe irgend eine ihrer Geschäftsgenossinnen aus dem Bette aufstand, zu ihrer Arbeit, kam aber dessenungeachtet oft zuletzt in die Nähschule, denn jeden Morgen hielt sie sich auf und ging langsamer, wenn sie den jungen Commissionär sah, und er eilte ihr freudig entgegen. Fast in jeder Straße findet man eine große Flügelthüre, einen großen Hauseingang oder wenigstens ein Hofthor, hinter welches sich die Plauderer flüchten können, wenn sie sich nicht gerne den Blicken der Vorübergehenden aussetzen. Besonders die Liebenden sehen sich nach einem schützenden Dache, einem Winkelchen oder einem unbemerkbaren Oertchen um; wenn sie mit einander auf der Straße einhergehen, so bemerkt man wohl, wie sie rechts und links hin nach einem recht dunkeln Hauseingange spähen, wobei sie es zugleich für sehr einfältig halten, daß die neuen Häuser beinahe alle Hofthore haben. Sobald sie dann irgend einen kleinen Versteck entdecken, begeben sie sich schnell unter den Schutz desselben, um einen Augenblick mit einander schwatzen zu können.

Dieser Augenblick dauert übrigens oft ganze Stunden. Bisweilen schreit eine Portière, welche es höchst unpassend findet, daß man sich mit irgend Jemand sonst als mit ihr unterhalte, unverschämt aus ihrer Loge heraus: „He! Habt ihr nicht bald genug geklatscht dort vorne! wie frech doch diese Leute sind, sie geben sich ein Stelldichein in meinem Hausgange! sie versperren Einem den Weg und scheeren sich den Teufel darum. Wenn man sie nicht immer im Auge hätte, könnte ihnen noch alles Mögliche einfallen. Mein Gott, wie wird die Welt so chimärisch!"

Eine andere spricht nichts, schüttet aber ganze Lachen Wasser herum und fängt an zu kehren, daß sie dem Pärchen, welches unter ihrer Thüre steht, die Beine verspritzt; oder sie macht die Hausthüre zu und fragt dann: „Zu wem wollt ihr? Ihr seht wohl, daß ihr nicht ewig hier stehen bleiben könnt."

Aber alle diese kleinen Unannehmlichkeiten gleiten leicht über den versöhnlichen Humor der Liebenden weg. Sind sie gezwungen, sich zu entfernen, so gehen sie und stehen an einem andern Orte wieder stille, mitunter bieten sie auch dem Kehren, dem Schmähen und den neugierigen Blicken der alten Stadtklatschen, welche fast den ganzen Tag mit den Portièren trätschen, Trotz. Was liegt ihnen an dem, was in ihrer Umgebung geschieht, oft sehen sie es gar nicht. Es ist eine so große Freude, sich zu lieben und sich es gegenseitig zu gestehen, dem geliebten Wesen in die Augen zu blicken, leise mit einander zu sprechen, halb geäußerte Worte zu verstehen und

glühende Seufzer auszuhauchen. Genießen wir dieses Glück durch und durch, so nimmt es uns ganz in Anspruch und läßt uns keine Zeit übrig, etwas Anderes zu empfinden. Jene Dame der guten alten Zeit hatte sehr Recht, daß sie, als ihr Cavalier ein Obdach gegen den Regen für sie suchte, ausrief: „Sie lieben mich nicht mehr, sonst würden Sie nicht bemerken, daß es regnet.“

Elina erzählte Paul Alles, was sie that und was sie dachte, all' die kleinen Plane, welche sie den Tag über und oft auch die Nacht durch ersann; denn man schläft nicht immer bei Nacht, besonders nicht, wenn man recht verliebt ist.

Der junge Commissionär hörte theilnehmend die süßen Aeußerungen ihres Vertrauens an, denn Elina's Plane, Gedanken, Hoffnungen und Wünsche bezogen sich stets auf ihn. Sie erzählte Alles mit einer Naivität und einer Freimüthigkeit, die ihren Geliebten entzückten. Aber trotz dem war dieser oft traurig, worüber sich das junge Mädchen mitunter ärgerte und daher eines Morgens zu ihm sagte: „Sie scheinen übrigens gar nicht vergnügt, daß ich Ihnen alle meine Gedanken mittheile, Sie billigen meine Pläne für die Zukunft nicht! Statt erfreut zu sein, daß ich immer an Sie denke, scheint es Ihnen im Gegentheil unangenehm und zuwider zu sein; wenn das der Fall ist, Herr Paul, dann schweige ich von nun an!
— O, glauben Sie so etwas nicht, Fräulein Elina!“ ruft Paul, das Mädchen bei der Hand nehmend, aus. „Ich höre Ihnen mit dem größten Vergnügen

zu, ich bin überglücklich, wenn ich sehe, daß Sie sich stets meiner erinnern. Aber unwillkürlich denke ich oft ... — Was denn? — Daß diese Pläne alle wahrscheinlich nicht in Erfüllung gehen werden. Denn um Sie zu heirathen, um das Glück zu genießen, Sie als meine Gattin heimzuführen, müßte ich Vermögen haben. Ihre Tante, die Madame Vardeine, wird nie einwilligen, daß Sie Ihre Hand einem armen Commissionär geben, und sie hat Recht. O, Eltern und Anverwandte haben immer Recht! Sie können Ansprüche auf einen jungen, reichen Geschäftsmann machen, dessen Gewerbe Sie nicht nöthigt, über Ihren Mann zu erröthen; ich sage das nicht, als ob ich mich an meinem Stande schämte! weit entfernt; aber die Welt folgt gewissen Gewohnheiten, macht ihre Forderungen und diktirt gewisse Gesetze, denen wir uns unterwerfen müssen. Einem Menschen, der auf den Straßen steht, um Commissionen zu machen, gestattet der geringste Bürger keinen Zutritt in seinem Hause. Und Sie, Elina, können mit Ihrer Anmuth, Ihrem Verstande und Ihrer Liebenswürdigkeit das Glück eines Mannes machen, der Sie in der Welt zeigen, Ihnen eine angenehme Stellung und einen Namen anbieten kann, während mir dieses Alles abgeht. Ach! Sie sehen wohl ein, daß es ein Unrecht von mir ist, Sie zu lieben und daß ich Grund zur Betrübniß habe."

Während ihr junger Freund solche Worte sprach, drückte Elina auf tausenderlei Weise ihre Ungeduld aus und ließ deutlich merken, wie weit sie entfernt

sei, seine Ansichten zu theilen. Endlich unterbrach sie ihn und entgegnete unwillig: „Schweigen Sie... Schweigen Sie augenblicklich, es ist recht häßlich von Ihnen, solche Dinge zu sagen!... So, Sie wollen nicht, daß ich Sie liebe, weil Sie ein Commissionär sind? aber ich will Sie einmal lieben, ich liebe Sie trotz Ihres Widerspruches. Ihre Worte sind außerdem auch nicht ganz wahr: sind Sie ein Commissionär wie ein anderer? fluchen Sie und gebrauchen Sie rohe Ausdrücke? haben Sie ein gemeines Betragen? Nein, im Gegentheil, Sie dürften kecklich in einem Salon erscheinen, Sie würden sich sicherlich an Ihrem Platze befinden... es fehlt Ihnen nichts, als daß Sie statt dieser Jacke einen Rock anziehen müssen, ist das so etwas Schwieriges? — Nein, aber der Rock macht den Mann noch nicht! — Verzeihen Sie, Herr Paul, der Rock und die Erziehung... Sind Sie denn genöthigt, zeitlebens Commissionär zu bleiben?... Wenn wir uns verheirathen, legen Sie sich auf etwas Anderes, bis dahin haben Sie sich etwas erspart; denn Sie können nicht viel Geld brauchen, Sie sind so solide! Sie gehen nie in die Schenke; ich habe auch öfters Ihre Kameraden zu einander sagen hören: Paul muß Thaler zusammensparen, er arbeitet immer und macht sich nie ein Vergnügen.“

Paul schlägt die Augen nieder und entgegnet: „Ach, mein Fräulein! ich habe nichts zusammen gespart, ich besitze gar nichts! — Was thun Sie denn aber mit Ihrem Gelde?“ ruft Elina aus. „Sie

können es nicht Ihren Eltern geben, Sie haben ja keine.“

Der junge Commissionär erröthet und stammelt: „Fräulein Elina, ich habe mir nichts erspärt, es war mir nicht möglich, denn...“

Elina glaubt, sie habe ihren Freund beleidigt und versetzt daher schnell: „O! seien Sie nicht böse, daß ich das gesagt habe... mein Gott! Sie glauben vielleicht, ich hänge am Gelde! o, das ist mir gleichgültig, machen Sie sich keinen Kummer, Herr Paul, wir werden schon unser Auskommen finden. Sie wissen ja, daß ich reich bin, und sobald ich majorenn bin, muß mir meine Tante das Vermögen, welches mir mein Vater hinterlassen hat, zurückgeben. Dann gehört es Ihnen, und damit können wir herrlich ein kleines Geschäft anfangen. Potz Tausend! Herr Paul, seien Sie nicht mehr traurig, wenn ich Ihnen sage, daß wir später noch recht in's Glück kommen werden.“

Paul küßt seufzend Elina's Hand, sein Angesicht heitert sich auf, Liebe strahlt aus seinen Augen; wie könnte man auch klagen, wenn man sich so zärtlich geliebt sieht.

So endigten oft die Unterredungen, welche in einer Straßenecke, unter einem Hofthore oder unter einem Hauseingange stattfanden.

Unter dem prachtvollen Getäfel eines Salons werden manchmal keine so süßen Worte ausgetauscht.

Damit will ich eben nicht dazu aufmuntern, daß man an einer Straßenecke der Liebe pflegen soll; sondern euch nur beweisen, daß man überall lieben

kann. Dem Armen muß auch eine Entschädigung zu Theil werden.

Nach solchen köstlichen Gesprächen mit der kleinen Nätherin kehrte Paul leichteren und zufriedeneren Herzens auf seinen Platz zurück; dann blickte er nach Sanscravate, mit welchem er sich gerne versöhnt hätte, weil er in seinem Innern eine unbesiegbare Zuneigung zu demselben hat. Wahre Empfindungen erlöschen nicht so leicht, und wenn man für Jemand Sympathie fühlt, so geht's wie mit dem Temperamente; so viel man sich auch Mühe gibt, es zu unterdrücken, es gewinnt immer wieder die Oberhand.

Aber Sanscravate war fast nie an seinem Platze. Sobald er einige Sous verdient hatte, verleitete ihn Johann Ficelle wieder in's Wirthshaus oder zum Spiele.

Es war schon einige Zeit seit Alberts Abreise verflossen, als eines Tages ein Herr zu Paul hintrat, der auf seinem Reffe saß. „Ich habe Sie gesucht, mein Freund,“ begann er, „Sie sollen mir einige Aufträge besorgen... kennen Sie mich noch?“

Paul entgegnet schnell mit gerührter Stimme: „Ach ja, mein Herr, Sie sind Herrn Alberts Vater; es wäre unverantwortlich von mir, wenn ich Sie vergessen hätte. Sie sind so gütig gegen mich gewesen.“

Herr Vermoncey erwiedert lächelnd: „Ich habe nur meine Pflicht erfüllt. Folgen Sie mir aber, ich muß Ihnen mehrere Commissionen auftragen.“

Paul folgt Herrn Vermoncey in sein Haus, dort gibt ihm derselbe mehrere Briefe, auf welche er

mündliche oder schriftliche Antwort bringen soll. Der junge Mann besorgt sie unverzüglich mit Eifer und Pünktlichkeit; da ihm die meisten Personen, zu denen er geschickt wurde, keine schriftliche Antwort zurückgeben, muß er sich genau merken, was Jedes gesagt hat. Weil Paul übrigens ein vortreffliches Gedächtniß hat, richtet er Herrn Vermoncey Alles getreulich aus.

Alberts Vater war über die Schnelligkeit, womit sich Paul in verschiedene, von seinem Hause entfernte Quartiere begeben hat, und über die Besorgung der Aufträge sowohl erstaunt als befriedigt. Er bezahlt ihn daher großmüthig und sagt zu ihm: „Gut, mein Freund, ganz gut; Sie müssen aber ein ander Mal Ihre Gänge nicht so schnell machen, Sie sind kaum fünfviertel Stunden weg gewesen, um Commissionen an allen vier Ecken der Stadt auszurichten! Das heißt man nicht laufen, das heißt man fliegen wie der Wind! Sie sollen meinetwegen nicht krank werden. — O! fürchten Sie nichts für meine Gesundheit, Herr Vermoncey, es macht mir Freude, Ihnen meinen Eifer beweisen zu können.“

Herr Vermoncey scheint über die Ausdrucksweise des jungen Mannes erstaunt. Er betrachtet ihn eine Zeit lang und entläßt ihn dann mit den Worten: „Auf ein anderes Mal, unter der Bedingung jedoch, daß Sie nicht mehr so schnell laufen.“

Acht Tage darauf wird Paul von einem Diener Herrn Vermoncey's geholt, dem er augenblicklich folgt. Der Diener führt ihn in das Bibliothekzimmer und

sagt zu ihm: „Ich will dem Herrn melden, daß Sie da sind.“

Nach einer Weile kommt der Bediente wieder zurück: „Der Herr hat seinen Brief noch nicht ausgeschrieben,“ sagte er, „und es ist gerade Besuch da, er läßt Sie bitten, ein wenig zu warten, wenn Sie Zeit hätten. — Ja wohl, so lange es der Herr wünscht,“ entgegnet Paul. — „Dann bleiben Sie nur hier, hier sind Sie ganz ungenirt, man kommt nicht durch dieses Zimmer.“

Als Paul allein ist, setzt er sich und wirft schüchtern seine Blicke um sich her. An allen vier Wänden stehen ringsum Bücherkästen und Büchergestelle mit Glasfenstern und Glasthüren, einige derselben sind offen und man kann Bücher herausnehmen.

Der junge Mann betrachtet all diese Schätze des Geistes und der Wissenschaft, welche sich in dem engen Raume beisammen befinden, fast mit einem Gefühle des Neides; er liest die Namen Voltaire, Rousseau, Corneille, Molière, Montaigne, la Fontaine, und denkt bei sich: Mein Gott! wie glücklich ist man im Besitze solcher Werke! in so guter Gesellschaft, denn der Geist eines Schriftstellers ist er selbst, seine Werke sind seine Gedanken, während man ihn liest, kann man sich vorstellen, man höre ihn, er spreche mit Einem! Das Genie ist glücklich, es stirbt nie! kann man je einen Augenblick Langeweile haben, wenn man von solchen Männern umgeben ist!

Paul seufzt schmerzlich, und da er bedenkt, daß er vielleicht lange in dem Bibliothekzimmer warten müsse, hält er es für kein Unrecht, wenn er eines der vor ihm stehenden Bücher aufschlage. Er greift nach dem nächsten besten: es waren Larochefoucaulds Maximen; er setzt sich wieder und liest eifrig darin.

Paul befindet sich schon ziemlich lange in der Bibliothek, aber er liest immer und die Zeit vergeht

ihm schnelle. Plötzlich klopft ihm Jemand sachte auf die Schulter, er wendet sich um und erblickt Herrn Vermoncey, der lächelnd zu ihm sagt: „Ei! ich überrasche Sie!“

Der junge Commissionär erröthet, steht rasch auf und stammelt: „Haben Sie die Güte, mich zu entschuldigen, weil ich mir die Freiheit nahm, in einem dieser Bücher zu lesen... man hat mir gesagt, ich müsse warten, und dann habe ich gedacht... — Es braucht gar keiner Entschuldigung, mein Freund, Sie haben keinen Fehler begangen... Ach so! Sie lesen gerne, das ist im Gegentheil sehr lobenswerth von Ihnen. Welches Buch haben Sie da in Händen? — Larochefoucaulds Maximen. — Das ist ein sehr ernsthaftes Werk, und was halten Sie davon? — Seine Behauptungen sind traurig und bringen Einem keinen guten Begriff von der Menschheit bei ... ich fürchte übrigens, daß er Recht hat!“

Herr Vermoncey betrachtet Paul mit Verwunderung und sagt zu ihm: „Sie sind in der That kein gewöhnlicher Commissionär, mein Freund; ich habe gleich bemerkt, daß Sie sich weit besser ausdrücken, als es sonst bei Leuten Ihrer Art der Fall ist. Ihr Urtheil über dieses Buch beweist mir jetzt, daß ich mich nicht getäuscht habe; Sie haben Erziehung genossen? — Ja, mein Herr, ein ehrenwerther Mann, der keine Kinder hatte, interessirte sich für mich und nahm mich, kaum zehn Jahre alt, in sein Haus auf ... er ließ mir Unterricht ertheilen, und ich war so glücklich, denselben zu meinem Vortheile zu benutzen. — Wie kommt es aber, daß Sie Ihr Beschützer dann Commissionär werden ließ? er hätte sein Werk vollenden und Ihnen eine Anstellung verschaffen sollen. — Ach, mein Herr, der vortreffliche Mann ist nicht Schuld daran; ich versah die Stelle eines Commis in seinem Hause, aber mit seinem Tode verlor ich Alles, das Amt und den Beschützer... dann war ich

gezwungen, Commissionär zu werden, ich mußte Geld verdienen. — Wahrscheinlich um Ihre Eltern zu unterstützen?"

Paul schlägt die Augen nieder und erwiedert leise: „Ja, ja, mein Herr, aus Rücksicht für diese. — Ach, ich begreife Sie!" ruft Herr Vermoncey aus. „Sie sind ein guter Sohn, Sie haben Ihre Hoffnungen, Ihre Zukunft der Nothwendigkeit, für Ihre armen Eltern zu sorgen, aufgeopfert... armer Junge, das ist ein edles Betragen... Sie müssen aber nunmehr ein Gewerbe aufgeben, welches nicht für Sie paßt... ja, ja, ich nehme es auf mich, Ihnen ein anständiges, einträgliches Geschäft zu verschaffen. — Ach, mein Herr! wie viel Güte erweisen Sie mir. — Ei, das ist nicht mehr als Menschenpflicht! Man sieht wohl, daß Sie nicht zum Commissionär geboren sind! Können Sie schreiben? — Ja, mein Herr, ich habe eine ziemlich hübsche Handschrift, ich kann auch rechnen. — Gut! seien Sie ganz beruhigt, ich finde Ihnen schon eine Stelle. Ich kann Ihnen gerade nicht davor stehen, daß es schon in den nächsten Tagen geschehen wird, denn in Paris sind die Stellen so gesucht, daß es selten eine vakante gibt, aber ich stehe Ihnen dafür, es wird nicht allzulange dauern; ehe drei Monate vergehen, sollen Sie sich in einer andern Lage befinden! — Mein Gott! Herr Vermoncey, wodurch habe ich mir so viel Theilnahme erworben? — Vor allen Dingen durch das, was Sie das erste Mal, als ich Sie sah, bei der Nachforschung nach meinem Sohne, für mich gethan haben, und außerdem haben Sie mir auf den ersten Blick gefallen, ich merkte gleich, daß Sie ein braver Junge sind... Zählen Sie von nun an auf mich, ich will die Stelle Ihres verstorbenen Beschützers vertreten. — Ach! mein Herr."

Paul macht unwillkürlich eine Bewegung, ergreift Herrn Vermoncey's Hand und führt sie zu seinen Lip-

pen, dann läßt er sie übrigens wieder los und weicht einen Schritt zurück, gerade als ob er gefürchtet hätte, Alberts Vater beleidigt zu haben; aber dieser fühlt sich gleichfalls ganz hingerissen, nimmt den jungen Mann bei der Hand und drückt sie ihm innig.

„Freuen Sie sich," sagt er, „freuen Sie sich, mein Freund, Sie werden Ihr Glück machen. Wollen Sie aber so gut sein und mir, bis sich Ihre Lage günstiger gestaltet hat, noch eine Commission machen, nämlich diesen Brief und diese Kiste an einen meiner Freunde besorgen? — O! Alles, was Sie wünschen, Herr Vermoncey, ich stehe ganz zu Ihren Diensten, Sie können jeder Zeit über mich verfügen. Selbst wenn ich in eine bessere Lage komme, werde ich Ihnen doch in jeder Hinsicht meine Ergebenheit beweisen; mein Herz ist dankbar, davon sollen Sie sich überzeugen."

Paul nimmt den Brief und die Kiste und beeilt sich, an den Ort zu gehen, wo Herr Vermoncey ihn hinschickt. Er besorgt den Auftrag mit seinem gewohnten Eifer, und sein neuer Beschützer sagt, bevor er ihn entläßt, noch zu ihm: „Ich werde Sie nicht vergessen, mein Freund, ich werde mir es angelegen sein lassen, eine Stelle für Sie zu finden, denn ich bin so lange nicht zufrieden, als ich nicht eine Ihrer Erziehung und Ihren Manieren angemessene Beschäftigung für Sie gefunden habe."

Paul drückte noch ein Mal die Gefühle seines Dankes gegen Herrn Vermoncey aus, und preist den Himmel, der ihm diesen neuen Beschützer zugesendet hat. Jetzt fängt er an zu glauben, daß die reizenden Pläne Elina's in Erfüllung gehen können, und daß das Glück, von welchem sie immer träumt und wovon sie ihn stets unterhält, sich einst verwirklichen werde.

Bayerische Staatsbibliothek München

pen, dann läßt er sie übrigens wieder los und weicht einen Schritt zurück, gerade als ob er gefürchtet hätte, Alberts Vater beleidigt zu haben; aber dieser fühlt sich gleichfalls ganz hingerissen, nimmt den jungen Mann bei der Hand und drückt sie ihm innig.

„Freuen Sie sich," sagt er, „freuen Sie sich, mein Freund, Sie werden Ihr Glück machen. Wollen Sie aber so gut sein und mir, bis sich Ihre Lage günstiger gestaltet hat, noch eine Commission machen, nämlich diesen Brief und diese Kiste an einen meiner Freunde besorgen? — O! Alles, was Sie wünschen, Herr Vermoncey, ich stehe ganz zu Ihren Diensten, Sie können jeder Zeit über mich verfügen. Selbst wenn ich in eine bessere Lage komme, werde ich Ihnen doch in jeder Hinsicht meine Ergebenheit beweisen; mein Herz ist dankbar, davon sollen Sie sich überzeugen."

Paul nimmt den Brief und die Kiste und beeilt sich, an den Ort zu gehen, wo Herr Vermoncey ihn hinschickt. Er besorgt den Auftrag mit seinem gewohnten Eifer, und sein neuer Beschützer sagt, bevor er ihn entläßt, noch zu ihm: „Ich werde Sie nicht vergessen, mein Freund, ich werde mir es angelegen sein lassen, eine Stelle für Sie zu finden, denn ich bin so lange nicht zufrieden, als ich nicht eine Ihrer Erziehung und Ihren Manieren angemessene Beschäftigung für Sie gefunden habe."

Paul drückte noch ein Mal die Gefühle seines Dankes gegen Herrn Vermoncey aus, und preist den Himmel, der ihm diesen neuen Beschützer zugesendet hat. Jetzt fängt er an zu glauben, daß die reizenden Pläne Elina's in Erfüllung gehen können, und daß das Glück, von welchem sie immer träumt und wovon sie ihn stets unterhält, sich einst verwirklichen werde.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 35,3

Stuttgart 1844

47.297-35

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703870-5